

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



Das Voodoo- Syndikat

**BASTEI
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Das Voodoo-Syndikat

John Sinclair Taschenbuch Nr. 89

von Jason Dark

erschienen am 09.08.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das Voodoo-Syndikat

Es gefiel der Mafia nicht, daß sie in der letzten Zeit viele Niederlagen hatte einstecken müssen. Logan Costello, Londons Mafioso Nr. 1, wollte die ändern. Er hatte schon immer einen guten Draht zur Hölle besessen und spielte seine Beziehungen voll aus. Schon bald geisterte ein Begriff durch die Millionenstadt an der Themse.

Das Voodoo-Syndikat...

Der Bleiche starrte Tonio Rizzi schon seit fast einer Minute an. Zuerst hatte sich Rizzi nicht darum gekümmert, die Exotin an seiner linken Seite war viel interessanter, dann aber spürte er den kalten Hauch auf Nacken und Rücken. Er wußte, daß etwas nicht stimmte. Jemand sah ihn von der Seite her an. Das störte Tonio Rizzi, der es gewohnt war, immer auf dem Sprung zu sein. Mißmutig drehte er sich um. Der Bleiche neben ihm hatte ein ausdrucksloses Gesicht, Augen wie graue Kieselsteine, einen breiten Mund und eine kleine Nase.

»Kennen wir uns?« zischte Rizzi.

Der Bleiche schüttelte den Kopf.

»Weshalb glotzt du dann so?«

Der Bleiche gab keine Antwort.

An Rizzis anderer Seite lachte die Exotin perlend auf. Wahrscheinlich kümmerte sie sich bereits um einen anderen Gast. Die Kleine war neu in dem Laden, wie auch der Bleiche.

»Hau ab«, sagte Rizzi. »Sofort!«

Der Bleiche nickte. Er bewegte seine Hände ruckartig von der blanken Barplatte. Nicht einmal Schweißflecken blieben zurück, was Tonio sehr wunderte.

Neben ihm blieb der Fremde stehen. Er roch so komisch. Identifizieren konnte Rizzi den Geruch nicht, weil sich der Gestank von Qualm, Parfüm und Alkohol miteinander mischten und überwog.

Der Bleiche bewegte den rechten Arm. Er befand sich an der von Rizzi abgewandten Seite. Da er sich dabei drehte, nahm Tonio an, daß er abdrehen wollte.

Das tat er nicht. Der Bleiche hatte nicht nur seinen Arm bewegt, er holte auch aus. Zwischen seinen knorpeligen Fingern blitzte etwas hell auf. Ein Eispickel!

Und den schlug er in Rizzis ungeschützten Nacken!

Genau zu dem Zeitpunkt betrat ich die Bar!

Sie nannte sich San Francisco und gehörte zu den Schuppen, die zur Zeit »in« waren. In zahlreichen Menschen war die Sehnsucht nach den sechziger Jahren wieder hochgestiegen. Sie dachten an ihre Zeit, als noch Flower Power regierte, man das Leben leicht nahm und sich vorkam, als würde man auf einem Kranz von Blüten schweben. An der Westküste der Staaten, in Frisco, hatte diese Bewegung ihren Ursprung gehabt und war nicht nur über die Staaten hinweggeweht, sie hatte auch Europa erfaßt und die Menschen damals in eine regelrechte Euphorie hineingerissen.

Hasch wurde zur Gesellschaftsdroge, die Popstars feierten mit ihren Open-Air-Konzerten Triumphe, an den Krieg wollte niemand mehr denken, Amerika hatte sein Vietnam-Problem, und die Jugend wollte keinen Leistungsdruck mehr. Diese Zeiten waren vergangen, kehrten aber jetzt wieder, zumindest in einer nostalgischen Form, die nicht tiefer drang.

Dazu gehörten eben auch Lokale wie das San Francisco. Nicht daß dort Blumenkinder herumgeschwebt wären, die Gäste waren zumeist harte Burschen und leichte Mädchen. Hier traf sich alles, was zur Halbwelt gehörte. Auch mancher Unterweltboß verkehrte hier. Die Girls waren Spitze, die Preise auch, die Dekoration erinnerte an Strand, Sand, Meer, Sex und Urlaub.

Schon im Eingangsbereich leuchtete eine künstliche Sonne, die aus einem kitschig blauen Meer stieg. Das war nicht alles, man konnte die Wellen teilen, weil sie aus einem Vorhang bestanden, und erreichte das Lokal.

Es sah aus wie ein Schiff. Die Sitzgelegenheiten verteilten sich auf mehreren Decks, und die Brücke diente als Bar. Dort arbeiteten mehrere Keeper und leicht geschürzte Mädchen, angezogen im Matrosen-Look, wobei die Girls der unterschiedlichsten Hautfarben und Nationen nur knappe Jacken zu ihren noch knapperen Hosen

trugen. Unter der Decke schwebte die Nachbildung der Golden Gate Bridge, so daß der Gast das Gefühl bekam, er würde unter der Brücke herfahren, wobei der Boden noch blau und wellig gestrichen war, was wiederum das Meer andeuten sollte.

Fehlte nur der Sand, der unter den Sohlen knirschte. Darauf hatte man verzichtet, die Gefahr des Ausrutschens wäre selbst bei einem Klammertanz zu groß gewesen. Ich war nicht aus freien Stücken im San Francisco. Wenn ich einen Schluck trinken wollte, dann ging ich in einen Pub, wo ich es gemütlicher fand und mir das Bier bedeutend besser schmeckte. Dieser Besuch war dienstlich, und er galt einem Mann, der auf den Namen Tonio Rizzi hörte.

Das klang nach Mafia und war auch Mafia!

Was er mir genau berichten wollte, darüber hatte er nicht viel gesagt. Jedenfalls war der Name Logan Costello gefallen, und der hatte mich aus meinen wohlverdienten Feierabendträumen gerissen. In der Kleidung hatte ich mich dem Publikum angepaßt, so jedenfalls dachte ich. Aber in meinem weißen Leinenjackett, der schwarzen Hose und dem beigen Hemd fiel ich unter den Gästen trotzdem auf. Sie liefen im Look der Sechziger herum.

Zwar keine Röhrenhosen, aber oft weit fallende Hemden, die schon an Gewänder erinnerten.

Die Girls waren ebenfalls locker und luftig gekleidet. Zum Großteil glutäugige Schönheiten, die mit einem Blick das Blut eines Mannes in Wallung bringen konnten.

Ich machte da keine Ausnahme, wobei ich mich fragte, wo diese hübschen Mädchen nur herkamen.

Blüten warfen nicht ihren Duft über die Gäste, sondern ihr Licht, denn jede Lampe besaß eine Blütenform, wobei sich keine wiederholte. Das war schon originell.

Tonio Rizzi hatte vorgeschlagen, mich an der Bar zu treffen. In diesem Fall war es die Brücke, die ich erklimmen mußte. Breite,

weiß angestrichene Metallstufen führten hoch zu den einzelnen Decks. Ich hatte mit einem raschen Rundblick festgestellt, daß hier Gäste versammelt waren, die so mancher Polizist gern hinter Gittern gesehen hätte.

Besonders Typen aus der Zuhälterszene trieben sich herum. Sonnenstudio-Bräune, breite Schultern aus dem Fitneß-Center, gelbeschmierte Haare, alles sehr kurz und modisch geschnitten; Schönlinge eben, von denen manche auch einen brutalen Schlag besaßen.

Wenn sie mich sahen, musterten sie mich aus kalten Augen. Ich kannte diese Blicke, sie »rochen« mit den Augen und nahmen wahrscheinlich wahr, daß ich zur Kategorie Polizist zählte.

Es sprach mich niemand an. Dafür konnte ich die Mädchen bewundern, die bedienten. Sie balancierten die Tablettts mit den Drinks geschickt durch die Schar der dicht gedrängt stehenden Gäste, ohne auch nur ein Glas zu zerbrechen.

Das waren schon kleine Künstlerinnen.

Mein Weg führte noch immer zur Bar, das heißt zur Brücke. Eine Treppe mußte ich noch überwinden. Die Stufen glänzten so weiß, als wären sie erst gestern gestrichen worden.

Sicherlich wartete Tonio Rizzi schon auf mich, da ich mich um einiges verspätet hatte.

Ich enterte die Treppe, kam bis zur vorletzten Stufe und hatte bereits die Bar im Blickfeld, als es geschah.

Ein spitzer, schriller Schrei unterbrach den Wirrwarr der Stimmen. Er war ganz in meiner Nähe aufgeklungen, direkt an der Bar. Ich sprintete los. Mit zwei gewaltigen Sätzen erreichte ich mein Ziel, wurde zurückgedrängt, weil einige Gäste vom Ort des Geschehens wegwohnten. Ich wuchtete sie zur Seite, bekam selbst zwei Schläge mit, hatte dann freie Sicht und sah einen Mann, der noch am Handlauf der Theke hing. Er hatte sich dort mit steifen Fingern festgeklammert,

rutschte aber weiter ab, da die Kraft seinen Körper verlassen hatte. Der Mann mußte tot sein. Die Waffe — ein Eispikkel — steckte noch in seinem Hals.

Und es war ausgerechnet Tonio Rizzi, den es erwischte hatte. Nicht weit entfernt stand ein dunkelhäutiges Girl in einem bunten Minikleid. Die Kleine trug Blüten im schwarzen Haar und hatte die Arme ausgestreckt. Sie wies mit dem rechten Zeigefinger auf einen bleichen, breitschultrigen Mann, der blicklos in die Gegend starrte und so aussah, als würde er nicht zu den Gästen gehören.

»Er war es!« schrie die Schwarzhaarige. »Er hat ihn umgebracht, nur er...!« Da fielen die Schüsse!

Ich kannte dieses verdammte Hämmern einer Waffe. Dreimal erfolgte es dicht hintereinander. Geschossen worden war in meiner Nähe, und zwar rechts von mir. Dort stand ein langhaariger Zuhälterttyp, der einen schweren 38er mit beiden Händen festhielt. Dreimal hatte er auf den Bleichen geschossen.

Drei Treffer, die ausgereicht hätten, um einen Menschen von den Beinen zu reißen und tot zu Boden fallen zu lassen.

Nicht bei dem Bleichen.

Er hatte die Kugeln zwar aufgefangen und war auch bis gegen die Bar zurückgeschleudert worden, dort aber blieb er stehen und glotzte uns starr entgegen.

Mit seinem Rücken berührte er den Handlauf und wirkte wie ein Gast, der nicht wußte, ob er bleiben oder verschwinden wollte. Jeder sah die Einschußlöcher in seinem unmodernen, viel zu engen Anzug.

Der Langhaarige senkte seine Waffe und begann zu fluchen. Es war das Startzeichen für die umstehenden Gäste. Einer Flucht glich es zwar nicht, sie räumten trotzdem auf.

Jeder wollte aus der unmittelbaren Umgebung der Leichen

verschwinden, aber es war nur ein Toter. Der von den Kugeln Getroffene lebte.

Daß dies so war, dafür hatten wohl die wenigsten eine Erklärung. Ich aber wußte Bescheid. Wenn jemand von Kugeln erwischt wird und nicht fällt, muß er schon ein besonderes Wesen sein.

Ein Zombie möglicherweise. Vielleicht auch ein Mensch, der eine kugelsichere Weste trägt.

Ich wollte es wissen.

Nur kam ich nicht dazu, mir den Getroffenen zu schnappen, denn plötzlich fiel das dunkelhaarige Mädchen gegen mich, klammerte sich an mir fest und begann zu schreien.

Bis ich sie los wurde, war das Durcheinander um mich herum schon perfekt. Ich sah Gesichter, Köpfe, sich heftig bewegende Körper, die mir allesamt den Weg versperrten, so daß ich mich mit beiden Fäusten durchwühlen mußte.

Den Bleichen sah ich nicht mehr. Es mußte ihm gelungen sein, durch irgendeinen Hinterausgang zu verschwinden. Vielleicht war er auch im Gewühl untergetaucht.

Am Ende der Bar entdeckte ich zwar keine Tür, dafür eine schmale Treppe. Sie war durch ein Gitter gesichert, das jetzt allerdings offenstand. Zwei Gäste wollten vor mir die Treppe hinabgehen, was mir nicht in den Kram paßte.

Ich drängte sie zur Seite und stürzte mich in das Chaos. Selbst die abgebrühten Typen hatten die Nerven verloren. Hinige waren bewaffnet, hatten ihre Kanonen gezogen, schossen aber nicht, sondern drehten sich auf der Stelle, als wollten sie nach bestimmten Zielen suchen.

Manche Blütenlampen hingen so tief, daß sie von hochgereckten Armen angestoßen worden waren. Dadurch schwankten sie und verteilten ihr Licht zitternd und zuckend in farbigen Kaskaden über die anwesenden Gäste.

Da sah ich den Bleichen.

Er hatte es geschafft, sich bereits dem Ausgang zu nähern. Mit seinen rudernden Armen verschaffte er sich den nötigen Platz. Es stellte sich ihm auch niemand in den Weg, Diejenigen, die ihn sahen, waren entsetzt über die Kugellöcher in seiner Kleidung.

Der Bleiche befand sich gewissermaßen auf dem Unterdeck. Von meiner erhöhten Position aus konnte ich ihn beobachten und hätte auch eine Chance gehabt, ihn zu stellen, wenn sich die zahlreichen Gäste nicht zwischen uns geschoben hätten. Sie drängten in viele Richtungen, die meisten jedoch dem Ausgang entgegen und bildeten zwischen dem Bleichen und mir eine wogende Mauer aus Menschenleibern. Meine Chancen sanken.

Dennoch gab ich nicht auf, ich griff zu meinem letzten Trumpf. Es war nicht die Beretta, nein, die Silberkugel-Waffe ließ ich stecken, ich holte aus der Innentasche ein sehr flaches Gerät hervor. Die Antenne war an diesem Sprechfunkgerät integriert. Ich brauchte es nur einzuschalten, um Kontakt mit einem vor dem Lokal wartenden Mann aufzunehmen. Das war Suko!

Der Inspektor hatte sich auf eine lange Wartezeit gefaßt gemacht. Sein Freund und Kollege John Sinclair hatte ihm freigestellt, mit in das Lokal zu kommen, Suko wollte nicht. Er fühlte sich in diesen Dingen noch unwohler als John. Dann schon lieber im Dienstrover hocken und dabei im Parkverbot stehen.

Die Straße war ziemlich breit. Der Rover stand dem Lokal schräg gegenüber. Suko sah auf die zuckende, bunte Schrift aus Leuchtstoffbuchstaben. Die Farben strahlten in die Dunkelheit. Ein Türsteher hielt sich ebenfalls vor dem Eingang auf. Er trug eine Phantasiekluft mit viel Glitzerkram und schaute sich jeden Gast genau an, der in das Lokal wollte.

Manchmal qualmte er eine Zigarette. Zwischen den Zügen

versteckte er das Stäbchen in der hohlen Hand.

Suko hatte die Scheibe nach unten gedreht. Er ließ den Eingang nicht aus den Augen und sah auch die teuren Schlitten der Gäste, die am Straßenrand standen.

Das waren Wagen der obersten Klasse. Als Zuhälter und Gangster verdiente man wohl immer noch genügend Geld, um sich die Schlitten leisten zu können.

Eine Frau sprach Suko an. Kein leichtes Mädchen von der Straße, die Stimme gehörte einer Polizistin oder Politesse, die so gern Strafzettel ausfüllte, wenn jemand falsch parkte.

»Sie wissen, daß Sie hier nicht parken dürfen?«

»Das weiß ich.«

»Und weshalb stehen Sie hier?«

Suko lächelte. »Weil es mir hier gefällt, aber nicht nur deshalb, ich muß das Lokal im Auge behalten.«

Das ging der Politesse quer. Sie beugte sich tiefer, so daß sie nicht nur Suko sehen, sondern auch in den Rover hineinschauen konnte. Selbst Suko mußte lächeln, als er das Gesicht der Frau sah. Sie wirkte so, als könnte sie nichts aus der Bahn werfen. So wie man sich früher Hexen vorgestellt hatte, kam sie Suko vor. Sogar der Damenbart fehlte nicht. Dann sprach sie sehr leise in den Wagen hinein. »Willst du mich eigentlich verarschen, Bürschchen?«

»Nein, Tante!«

»Also...« Sie wollte zu einer Kanonade ansetzen, statt dessen starrte sie auf Sukos Zeigefinger, der auf das Telefon deutete.

»Nun?«

Die Politesse nickte. »Ach so«, sagte sie. »Wohl ein Kollege, wie?«

»Genau.«

»Vom Yard?«

»Richtig.« Suko zeigte ihr trotzdem seinen Ausweis, damit sie ruhig

schlafen konnte.

Die Politesse schaute ihn kaum an. Aber sie war neugierig geworden.

»Beobachten Sie den Bums dort drüben?«

»Genau.«

»Der sollte dichtgemacht werden!« schimpfte sie.

»Weshalb?«

»Dann würden hier nicht so viele Angeberschlitten herumstehen.«

»Für Sie wäre das schade, Madam. Vielleicht würden Sie dann Ihren Job verlieren.«

»Keine Sorge, Kollege, in London gibt es mehr als genug Falschparkcr. Wir kommen schon auf unsere Kosten.« Sie wechselte das Thema.

»Kann es denn gefährlich werden?«

»Weiß ich nicht.«

»Na dann, viel Spaß noch.«

»Danke gleichfalls.«

Die Politesse ging weiter, um nach neuen Opfern zu forschen. Suko konzentrierte sich wieder auf den Eingang. In der letzten Zeit waren keine neuen Gäste gekommen, vielleicht war der Laden auch gerammelt voll. Dafür fiel Suko jemand anderer auf.

Es war ein schlanker, hochgewachsener Neger mit trotzdem breiten Schultern.

Er überquerte die Straße und geriet dabei auch in den Schein der Lichtkaskaden. Suko konnte sehen, daß er eine Art Overall trug. Der Stoff glänzte in einem dunklen Rot, als bestünde er aus kostbarer Seide. Die Haare des Mannes waren kurz. An seinen Ohrläppchen hingen große Goldringe.

Der Portier stellte sich in Positur und schaute den Farbigen von der Stirn bis hin zu den weißen Schuhen an. Suko konnte nicht hören, was er sagte, seine Handbewegung aber war deutlich genug. Sie

machte dem Farbigen klar, daß er nicht erwünscht war.

Der Mann verbeugte sich mit einer spöttisch wirkenden Bewegung, und als der Portier drohend auf ihn zukam, sprang er tänzelnd zurück, lachte den Mann noch aus und ging davon.

Eine kleine Episode am Rande, wie man sie oft genug in London erlebt. Suko maß dieser Beobachtung auch keine weitere Bedeutung bei, besonders deshalb nicht, weil plötzlich die Doppelhälften der Eingangstür aufgestoßen wurden und erste Gäste herausquollen. Wie sie aus dem Lokal rannten, das ließ Suko mißtrauisch werden, denn es sah nach einer Flucht aus.

Der Inspektor setzte sich angespannt hin. Er schaute zu, wie sich die Menschen vor dem Lokal drängten, durcheinanderschrien, so daß Suko kaum ein Wort verstand.

Nur einige Fetzen drangen an seine Ohren, die aber reichten, um ihn aufhorchen zu lassen.

Er hatte gehört, wie jemand von einem Mord gesprochen hatte. Schüsse mußten gefallen sein, und immer mehr Gäste verließen das Lokal. Suko hielt nichts mehr in seinem Wagen. Er öffnete die Tür, um auszusteigen, als ihn das Quäken des Walkie-talkie von seinem Vorsatz abhielt.

Sein Gerät steckte in der rechten Außentasche. Er schaltete es ein und meldete sich mit einem knappen: »Was gibt es, John?«

»Wahrscheinlich ein Zombie!« hörte Suko die etwas verzerrte Stimme des Geisterjägers.

»Was?«

»Ja, hör genau zu.«

Und wie Suko zuhörte. Er hielt das kleine Gerät in der Nähe seines rechten Ohrs, behielt aber den Eingang des Lokals dabei genau im Auge. Noch immer strömten die Menschen hervor, die die ersten Gäste in Richtung Straße drängten.

Die Menschen hatten zwar eine gewisse Furcht, die Neugierde

jedoch überwog. Niemand floh, man wartete, und Suko lauschte inzwischen den Worten seines Freundes John, der ihm den Mann beschrieb, der möglicherweise ein Zombie sein konnte.

»Okay, Partner, ich werde mal nach dieser grauen Maus Ausschau halten. Soll ich ihn testen?«

»Das mußt du wissen. Ich komme hier schlecht raus.«

»Bis gleich dann.«

Suko hämmerte die Wagentür zu. Er huschte quer über die Straße und dabei dicht vor einem anrollenden Wagen entlang.

Auf dem Gehsteig drängten sich noch immer die Gäste. Einige von ihnen hatten Waffen gezogen, niemand kümmerte sich um Suko, der sich so hatte hinstellen können, daß es ihm auch gelang, den Eingang im Auge zu behalten.

Da kam der angebliche Zombie!

John hatte ihm den Mann gut beschrieben. Suko erkannte ihn nicht nur an dem Anzug, ihm fielen auch die Kugellöcher auf, die im Stoff ein Muster bildeten.

Wäre er tatsächlich ein Mensch gewesen, hätte er längst tot sein müssen, denn zwei Kugeln hatten ihn in der Brust erwischt. Eine davon sogar dicht neben dem Herzen.

Aber der Mann lebte!

Suko achtete genau darauf, wie er sich bewegte. Sein Gehen hatte etwas Marionettenhaftes an sich. Bei jedem Schritt schleuderte er zudem noch die Arme vor, als wollte er nach irgend etwas greifen, das überhaupt nicht vorhanden war.

Ein junges Mädchen schob sich vor seine Gestalt. Er aber drückte die Kleine so hart zur Seite, daß sie stürzte.

Suko wollte ihn stoppen. Er hätte es mit der Beretta versuchen können, aber Schüsse hätten eine nur noch größere Unsicherheit bedeutet und hätten eventuell auch eine weitere Schießerei provoziert. Die wollte Suko auf jeden Fall vermeiden.

Deshalb griff er zur Dämonenpeitsche.

Er schlug einmal einen Kreis. Sofort danach rutschten die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen hervor, und die Waffe war einsatzbereit. Noch befand sich der mögliche Zombie nicht in seiner Schlag-oder Reichweite. Er mußte erst näher kommen, aber er drehte sich so, daß er in eine andere Richtung laufen würde. Das ließ Suko nicht zu.

Ohne Rücksicht auf die anderen Gäste zu nehmen, startete er. Bis er den Zombie erreicht hatte, vergingen Sekunden, dann packte der Chinese mit der linken Hand zu, wuchtete den Mann herum, der zu einem Kreisel auf zwei Beinen wurde.

Er befand sich noch in der Bewegung, als Sukos Faust bereits nach vorn zuckte.

Der Treffer in den Magen wuchtete den Mann zurück, so daß er gegen die Wand prallte.

Dort blieb er stehen, glotzte Suko aus farblosen Augen an, wobei sein Körper von einer bunten Lichtfülle Übergossen wurde und er etwas Clownhaftes bekam.

Natürlich war Sukos Aktion von den Gästen bemerkt worden. Man sprach ihn auch an, wollte ihn zurückziehen. Suko schüttelte die Hände ab. »Das ist meine Sache!« erklärte er.

»He, du Chink...«

Der Inspektor fuhr herum. Ein Gigolotyp mit lackschwarzen Haaren hatte ihn angemacht. Selten hatte Suko einen so arroganten Ausdruck in den Augen eines Menschen gesehen.

»Polizei — Scotland Yard!« erklärte er. »Und jetzt verschwinde, zum Henker!«

»Ja, ja, schon gut!«

Suko drehte sich wieder um.

Der angebliche Zombie hatte sich von der Wand gelöst. Er wollte an Suko vorbei, das aber konnte der Inspektor auf keinen Fall

zulassen. Er schwang die Peitsche herum. Es war ein Schlag aus der Drehung, der auch zielsicher traf.

Seitlich und im Rücken erwischte es den Bleichen. Die Treffer schüttelten ihn durch. War er normal, würde er Schmerzen verspüren. Als Zombie jedoch...

Suko dachte nicht mehr daran, daß etwas passieren könnte, es passierte nämlich.

Als hätte die Aufschlagwucht der drei Riemen dem Mann noch einmal Tempo gegeben, so torkelte er vor. An den Gaffern vorbei, geriet er auf die Straße. Er befand sich noch im Schein des bunten Reklamelichts, als bereits eine Reaktion einsetzte.

Dort, wo es ihn erwischte hatte, drangen plötzlich weißgraue Schwaden aus den Wunden, die farbig wurden, als sie in das bunte Licht hineingerieten.

Auch die Kraft verließ den Mann. Nur mühsam konnte er sich die nächsten beiden Schritte auf den Beinen halten, dann gaben sie unter ihm nach, als hätte er einen wuchtigen Tritt in den Rücken bekommen, der ihn auf die Fahrbahn katapultierte.

Dort stand ein Fahrzeug.

Der Zombie konnte nicht mehr ausweichen und fiel bäuchlings über die Kofferraumhaube. Mit einem dröhnenden Laut schlug er auf und blieb bewegungslos liegen.

Nur aus seinem Rücken stieg der graue Nebel und verteilte sich in seiner unmittelbaren Nähe.

Suko steckte die Riemen in den Griff zurück, ließ die Peitsche verschwinden, schaute sich um, sah die kalkbleichen Gesichter der Gäste und auch das Nichtverstehen in ihren Augen. Er nickte. »Das war es gewesen«, sagte er leise und schritt auf den Toten zu.

Es gab für ihn keinen Zweifel mehr, daß es sich bei der Gestalt um einen Zombie gehandelt hatte. Ein Mensch wäre nach einem Peitschentreffer nicht auf diese Art und Weise ums Leben gekommen.

Neben dem Wagen blieb Suko stehen und drehte den Körper herum, der nun auf dem Rücken lag.

Das Gesicht hatte seine bleiche Farbe verloren. Die Haut platzte an verschiedenen Stellen auf, als müßte sie für die zitternden, dünnen Rauchfäden Platz schaffen, die aus dem Innern des Körpers stiegen. Suko spürte eine Bewegung neben sich. Er nahm auch einen strengen, ungewöhnlichen Geruch wahr, als hätte jemand in seiner Nähe einen Gewürzkasten geöffnet.

Er drehte den Kopf. Es stand kein offener Gewürzkasten neben ihm, dafür erkannte er den schlanken Neger, der vorhin vor dem Lokal gestanden hatte aber nicht hineingelassen worden war. Der Mann starrte ihn an.

Suko sah den Haß und das Versprechen in den dunklen Augen und hörte den gezischelten Satz.

»Du bist des Todes...«

Bevor Suko noch nachhaken konnte, war der Schwarze wieder verschwunden. Durch eine tänzerische Bewegung hatte er sich aus der Reichweite des Inspektors gebracht. Sekunden später hatte ihn die Menge der Neugierigen verschluckt.

Jemand lief mit hastigen Schritten aus dem Lokal, schaute sich kurz um und entdeckte den Inspektor.

Auch Suko hatte seinen Partner bereits gesehen. Er winkte ihm kurz zu. Neben meinem Freund blieb ich stehen. Zu sagen brauchte Suko nicht viel. »Sieh ihn dir an.«

Ja, der bleiche Killer war ein Zombie gewesen. Nur einer dieser lebenden Toten reagierte auf die Schläge der Dämonenpeitsche so, wie er es getan hatte.

»Was sagst du?«

Ich hob nach der Frage meines Freundes die Schultern. »Er hat den Mann gekillt, den ich sprechen wollte.«

»Tatsächlich?«

»Klar.« Ich hatte Suko bei unserem Gespräch über Walkie-talkie nicht alles mitgeteilt. »Und wie hat er ihn erwischt?«

»Mit einem verdammten Eispickel. Er schlug ihn Tonio Rizzi in den Nacken. Der Mann hatte keine Chance.«

»Mein Gott.« Suko schluckte. »Und warum das alles?«

»Das hätte ich gern Rizzi gefragt. Er hat mich schließlich in die Bar bestellt.«

Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, daß im San Francisco etwas geschehen war, denn um die Ecke am Ende der Straße fuhren zwei Streifenwagen mit heulenden Sirenen und eingeschaltetem Rotlicht. Zahlreiche Gaffer hatten es plötzlich sehr eilig, aus der unmittelbaren Umgebung des Lokals zu verschwinden. Sie wollten mit den Kollegen nicht unbedingt in näheren Kontakt treten.

Natürlich blieben Suko und ich. Rauchend erwartete ich die Männer und gab eine knappe Erklärung ab.

»Und alarmieren Sie die Mordkommission«, sagte Suko.

»Natürlich, Sir, sofort.«

Wir blieben bei dem vernichteten Zombie, der halbverwest auf der Kofferraumhaube lag. Von einem Polizisten ließ ich mir eine Decke reichen. Den Anblick wollte ich keinem zumuten.

Suko berichtete mir die Geschichte von dem Farbigen, der ihm den Tod versprochen hatte.

»Das würde ich ernst nehmen!«

Mein Freund lachte. »Worauf du dich verlassen kannst. Der Mann war ein Neger, John. Fällt dir da nichts auf oder ein, wenn du dabei an den Zombie denkst?«

»Doch.«

»Und was?« Suko grinste so, daß ich mir die Antwort eigentlich schenken konnte.

Ich sagte sie trotzdem. »Voodoo...«

»Irgendwann fresse ich ihn tatsächlich. Irgendwann, Sinclair, fresse ich meinen Hut. Darauf kannst du dich verlassen!«

»Vor oder nach deiner Pensionierung?«

»Weiß ich noch nicht!«

Ich mußte lachen. Derjenige, der mich da so ausgeschimpft und mir Dinge versprochen hatte, die sich kaum erfüllen würden, war unser alter Freund und Kupferstecher Chiefinspektor Tanner. Er leitete die größte Mordkommission Londons, und es lag praktisch auf der Hand, daß wir oft genug dienstlich miteinander zu tun bekamen. Ob Tanner überhaupt einen Feierabend kannte, wußte ich nicht. Jedenfalls hatte er in dieser Nacht Dienst und war mit seiner Mannschaft sofort nach dem Anruf gekommen.

Tanner, ein äußerst fähiger, wenn auch manchmal rauhbeiniger Mann, besaß zwei Merkmale. Zum einen seinen alten Hut, den er wohl auch im Bett nicht abnahm, und zum anderen den Zigarrenstummel, der oft genug erloschen zwischen seinen Lippen steckte. Zusätzlich schaffte er es auch nicht, sich von seinem alten Columbo-Mantel zu trennen, den er selbst im Sommer kaum auszog.

Wir hatten vor dem Lokal auf ihn gewartet und waren noch nicht hineingegangen, als er uns begrüßte. Tanner hatte sich zuerst den Zombie angeschaut.

»Wie heißt der echte Tote?« fragte er.

»Tonio Rizzi!«

Er starrte Suko und mich an. »Ach nein, der Rizzi?«

»Genau.«

»Was wollte er denn von euch?«

Ich hob die Schultern. »Das hat er am Telefon nicht gesagt. Er wollte mich sprechen.«

»Rizzi gehörte zum engeren Kreis von Logan Costello«, sinnierte Tanner. »Der wird ganz schön sauer sein.«

»Das glaube ich auch.«

»Habt ihr schon mit Costello gesprochen?«

»Nein«, sagte Suko. »Wir wollten erst auf die Stars der Mordkommission warten.«

»O wie nett.« Mehr sagte Tanner nicht. An der Spitze seiner Truppe marschierte er in das Lokal, wo wir vom Personal erwartet wurden. Die Männer und Frauen hockten mit wachsbleichen Gesichtern an den Tischen und starrten ins Leere. Ein Mord kam auch in einem Schuppen wie diesem so gut wie nicht vor.

Tonio Rizzi lag noch immer an der Bar. Tanner beschwerte sich darüber, daß er die zahlreichen Stufen steigen mußte, dann blieb er neben dem Mafioso stehen und nickte. »Es ist noch gar nicht so lange her, da habe ich Rizzi prophezeit, daß es mit ihm mal ein böses Ende nehmen würde.«

»Dann hast du ihm den Toten geschickt — oder?«

»Unsinn, Sinclair.« Tanner ging in die Knie. Er berührte nichts, dafür schaute er sich den Nacken genau an. »Das war ein Volltreffer«, sagte er, »Es muß ein wahrer Künstler gewesen sein.« Er schüttelte den Kopf.

»Und ein Feind des großen Costello, sonst hätte man ihm nicht einen seiner Leute gekillt.«

»Das meine ich auch. Nur — wer sind seine Feinde?«

»Das, Sinclair, müßt ihr herauskriegen. Ich kümmerge mich um diesen Fall nicht länger. Ich habe ihn gewissermaßen schon abgehakt und in den Schrank gelegt. Rizzi ist für mich kein Thema mehr.« Er fuhr trotzdem mit seinem Monolog fort. »Costello scheint einen neuen Feind bekommen zu haben, der die Mafiosi durch Zombies auslöschen läßt. Für den alten Logan ein verdammt Pech, wo er doch selbst einen so guten Draht zur Hölle gehabt hat, wie ich von euch weiß.«

Da hatte sich Tanner nicht geirrt. In der Tat besaß oder hatte Costello einen guten Draht zur Hölle besessen. Damals auch zu Dr.

Tod und seiner Mordliga. Costello war gewissermaßen ihr Stützpunkt in London gewesen, um mich, einen Erzfeind der Mordliga, unter Kontrolle halten zu können. Das alles lag lange zurück. Heute gab es andere Probleme. Wenn ich allerdings näher über den Mord nachdachte, so mußte ich zugeben, daß die Probleme zurückkehren konnten, wenn auch ohne Mordliga.

»An was denkst du, John?«

»Costello.«

»Willst du ihn anrufen?«

Ich lachte. »Der wird schon längst darüber informiert sein, was hier geschehen ist.«

»Das glaube ich allerdings auch.«

»Wer ist eigentlich der Geschäftsführer?« fragte Suko absichtlich laut.

»Ich!« Hinter uns hatte sich jemand gemeldet. Ein Mann im himmelblauen Smoking erhob sich von seinem Sitzplatz. Er paßte in dieses Lokal, und er paßte auch zu Costellos Clan, denn so, wie er aussah und wirkte, würde er alles tun, was man ihm vorschrieb, Hauptsache, er brauchte nicht selbst zu denken.

Ich winkte den Knaben zu mir. Unter seiner solariumbraunen Haut war er etwas blaß geworden. »Sie heißen?«

»Ace Morgan.«

»Und Sie arbeiten für Costello!«

Aus seinen himmelblauen Kinderaugen schaute er uns der Reihe nach unschuldig an. »Wieso? Was meinen Sie damit? Wer ist Costello?«

»Ein Krokodil aus dem Zoo«, erklärte Tanner bissig. »Du mußt achtgeben, Junge, daß es nicht zuschnappt und dir irgend etwas abbeißt. Verstanden?« Der Chieffinspektor schüttelte den Kopf. Er war wütend, denn diese Ausreden gingen ihm gegen den Strich.

»Nein, Sir, ich habe nichts verstanden. Wenn Sie bitte noch einmal

wiederholen würden...«

Ich unterbrach ihn. »Wem gehört der Laden?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich schicke die Belege und Abrechnungen an einen Anwalt, der sich um alles kümmert, was das Betriebswirtschaftliche angeht. Ich muß dafür Sorge tragen, daß das Geschäft läuft und wir immerauf dem neuesten Stand sind.«

»Trendsetter?«

»Genau, Sir. Wir machen Trends«, erklärte er voller Stolz.

»Der Tote paßt aber nicht dazu«, erklärte Tanner und fragte dann:
»Was wissen Sie über ihn?«

Ace Morgan wand sich und breitete die Arme aus. »Es tut mir leid, ich kenne den Mann kaum.«

»Sollen wir Ihnen das abnehmen?«

»Sie müssen, Sir. Er war Gast. Ich habe ihn einige Male gesehen. Mit Vornamen hieß er Tonio.«

»Und mit Nachnamen Rizzi«, sagte Tanner. »Zudem war er ein bekannter Mafioso, der zum Costello-Clan gehört hat.«

»Sorry, Sir, aber ich weiß nicht, was meine Gäste von Beruf sind. Ich frage sie auch nicht danach.«

»Dann ist Ihnen auch nicht bekannt gewesen, daß in Ihrem Lokal die Halb-und Unterwelt verkehrte?«

»Nein!« erwiderte Morgan nahezu entrüstet, »davon weiß ich nichts. Die Gäste haben sich anständig benommen, es hat nie Ärger gegeben«, er senkte die Stimme. »Eben bis auf diese Ausnahme.«

»Dabei hätten Sie doch aufmerksam werden müssen, daß einer Ihrer Gäste bewaffnet war. Er zog einen Revolver und hat auf den Mörder geschossen.«

»Das habe ich nicht mitbekommen.«

»Dann wissen Sie auch nicht, wer dreimal abgedrückt hat?«

»Nein!« Wieder hob er bedauernd die Schultern.

An dem gelackten Kerl bissen wir uns die Zähne aus. Tanner schlug

vor, das übrige Personal zu verhören. Sicherlich war der Schütze hier im Lokal bekannt.

Ich will es vorwegnehmen, es kam nichts dabei heraus. Wer hier seine Brötchen verdiente, der mußte zuvor geimpft worden sein, daß er den Mund zu halten hatte, wenn er gefragt wurde.

Uns blieb als Spur eigentlich nur der erledigte Zombie. Wir mußten herausfinden, wer er früher gewesen war, vorausgesetzt, er war bei dem Stand der Verwesung noch zu erkennen.

Glücklicherweise hatte der Fotograf Bilder von ihm geschossen. Tanner, Suko und ich verließen das Lokal. Draußen standen nur noch wenige Gaffer herum. Wir kümmerten uns wieder um den Zombie. Man hatte ihn bereits abtransportiert, aber der Fotograf war noch erreichbar. Ich bat ihn um die entwickelten Bilder des Untoten.

»Die schicke ich Ihnen zu, Mr. Sinclair.«

»Gut.«

»Ich werde wieder zu meinen Leuten gehen«, sagte Tanner. »Wenn Sie eine frische Spur haben, lassen Sie es mich wissen.«

»Selbstverständlich.«

Suko stieß mich an. »Schau mal, was da angerollt kommt.«

Ich blickte nach links, am Rand der Straße entlang, wo sich eine schwere Limousine langsam heranschob. Es war ein Rolls. Ich erkannte das Fabrikat, als der Wagen in den Lichtschein der Reklame geriet.

»Ich wette, daß wir den Knaben kennen, der gleich aussteigen wird«, sagte Suko.

»Lieber nicht. Ich kann nicht dagegen halten.«

Der Rolls stoppte seidenweich. Eine Tür schwang auf. Es war eine der hinteren.

Es hätte sich eigentlich gehört, daß einer der Begleiter um den Wagen herumgelaufen wäre, um die Tür zu öffnen. Das geschah nicht, der Mann, um den es ging, stieg allein aus.

Er war nicht groß, wirkte aber in seinem dunkelblauen Anzug sehr eckig. Ebenso kantig war auch der Kopf. Seine Gesichtshaut sah aus wie grauer Staub.

Man hatte dem Mann einen Spitznamen gegeben: das Betongesicht. Sein Originalname aber lautete anders.

Logan Costello!

Er war nicht nur Capo der hiesigen Mafia, sondern auch der Unterweltkönig von London...

Suko und mich hatte er noch nicht gesehen. Costello war ausgestiegen und wollte geradewegs auf den Eingang des Lokals zulaufen. Er schaute weder nach rechts noch nach links.

In seinem Rolls waren zwei Männer zurückgeblieben, höchstwahrscheinlich Leibwächter.

Ich rief ihn an. Nicht sehr laut. Meine Stimme reichte gerade aus, um von ihm gehört zu werden.

»Hey, Costello!«

Er blieb stehen. Zunächst sah es so aus, als wollte er einfach weitergehen, dann aber drehte er sich um und konnte sehen, wie ich auf ihn zuschlenderte.

»Sinclair und der Chineser«, stellte er fest, wobei er sich selbst zunickte. Wir hatten uns längere Zeit nicht gesehen. Costello aber hatte sich nicht verändert. Noch immer sah sein Gesicht so glatt aus, als wäre es aus Beton gegossen worden. Der Mund war schmal, die Lippen wirkten verkniffen, und seine Augen hielten ebenfalls den Vergleich mit zwei Steinen durchaus aus. So kalt und gefühllos wirkten sie. Daß wir Feinde waren, wußten wir, und wir hatten uns auch keine Freundlichkeiten zu sagen. Einen Schritt von ihm entfernt blieben wir stehen. Er schaute uns an, wobei sich nur seine Augen bewegten. »Sinclair und der Chineser«, wiederholte er, »die Supermänner.« Er lachte kratzig. »Für mich seid ihr Versager.

Elende Versager.«

»Ach ja?« erwiderte ich.

»Ihr habt versagt, beide. Keiner von euch hat es geschafft, den Mord an Tonio zu verhindern.«

»Woher wissen Sie denn, daß er ermordet wurde?« erkundigte sich Suko.

»Auf diese dumme Frage gebe ich keine Antwort. Tonio sollte sich übrigens in meinem Auftrag mit Ihnen treffen, Sinclair.«

»Waren Sie mal wieder zu feige, Costello? Haben Sie vielleicht gewußt, was auf Rizzi zukommen könnte?«

»Reden Sie kein Blech. Jetzt spreche ich ja mit Ihnen. Und Sie werden festgestellt haben, daß ich auch einen Grund dafür besitze. Nicht wahr?«

»Das sieht so aus. Vielleicht haben Sie sogar Angst, Costello?«

Er kam mit einem Friedensangebot. »Wir sollten uns etwas unterhalten, Sinclair.«

»Wo? Hier auf der Straße?«

»Nein, in meinem Wagen.« Nun lächelte er dünn. »Vorausgesetzt, Sie fürchten sich nicht davor, bei mir einzusteigen.«

»Das glaube ich kaum, Costello. Außerdem gibt es hier zu viele neutrale Zeugen.«

»Klar.« Er traf noch keine Anstalten, zu seinem Fahrzeug zu gehen. »Ist Tonio tatsächlich durch einen Eispickel umgebracht worden?«

»Er traf ihn in den Nacken.«

Auch jetzt blieb Costello reaktionslos. »Weshalb haben Sie nicht eingegriffen, Sinclair?«

»Ich stand zu weit weg, die Bar war dicht belagert.«

Er kapierte sofort. »Dann sind Sie also mit einer Verspätung eingetroffen?«

»Genau.«

»Das ist schlecht. Indirekt können Sie sich die Schuld am Tod des

Mannes geben.«

»Hören Sie, Costello! Dieser Rizzi wollte mich sprechen und hat mich nicht als Leibwächter bestellt. Ich weiß, wer er gewesen ist, und ich muß Ihnen sagen, daß es mich wundert, wie ein Mann, der zu Ihrem engeren Kreis gehört, es nicht schafft, auf sich selbst achtzugeben. Der müßte doch einen Spürsinn wie ein Raubtier haben.«

Einer der Leibwächter verließ den Wagen und öffnete uns die hintere Tür. Er war ein drahtiger Typ, elegant gekleidet und wirkte keineswegs wie ein Gorilla, mit denen sich die Gangsterbosse in früheren Zeiten umgaben. So einer beschützte auch Politiker und Wirtschaftsbosse. Im Fond des Rolls war genügend Platz. Wir konnten uns sogar gegenüber sitzen. Costello hatte den Wagen nach seinem Geschmack umbauen lassen. Rollos verdeckten die Scheiben auch bei Dunkelheit, so daß niemand in den Wagen schauen konnte.

Zwischen beiden Wagenhälften befand sich eine Trennscheibe. »Wollen Sie fahren?« fragte Costello, der uns gegenüberhockte. Wir schüttelten die Köpfe.

»Es ist gut. Was zu trinken?«

»Auch nicht.«

Costello schaltete eine kleine Lampe ein, die weder ihn noch uns anstrahlte. Aus einem Barfach holte er ein Glas mit Rotwein. Bevor er anfang zu sprechen, trank er einen Schluck und leckte auch die letzten Tropfen von seinen Lippen. »Den Wein habe ich auf Tonio getrunken. Er war ein guter Mann«, lobte er den Toten. »Leider ist das eingetreten, was ich schon vorausgesehen habe.«

»Und was, bitte?« fragte ich.

Er lachte mich an. »Sind Sie eigentlich so dumm, Sinclair? Haben Sie nichts bemerkt? Hat Scotland Yard geschlafen?«

»Was sollten wir bemerkt haben?«

»Daß sich in der Stadt etwas tut, mein Lieber. Gewisse Kräfte sind

dabei, eine alte Ordnung zu stören.«

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Alte Ordnung? Das glaube ich nicht. Es ist doch Ihre Ordnung, die Sie meinen.«

»So ungefähr«, gab er zu.

»Was ist denn geschehen?« wollte Suko wissen.

»Tonio Rizzi war nicht der Anfang. Es hat schon einige Tote gegeben. Alles Männer, die ich kannte.«

»Mafiosi!«

»Das sagen Sie, Inspektor. Für mich sind es Bekannte, deren Zahl jemand dezimiert. Er bringt sie um, er läßt sie umbringen von Leuten, die hier in London Fuß fassen wollen.«

Ich beugte mich etwas vor. »Sollten das etwa Zombies sein, Costello? Ist jemand in London eingefallen, um seine Zombies als Mörder in die Straßen zu schicken?«

»Damit müßte man rechnen.«

Ich nickte. »Gesetzt den Fall, es stimmt, was Sie uns da gesagt haben. Wer hat seine Untoten geschickt?«

»Ich weiß es nicht.«

Mein Lachen klang hart, als ich mich wieder zurückdrückte. »Hören Sie, Costello, das können Sie uns nicht erzählen! Wenn Ihre Leute umgebracht werden, sind Sie der letzte, der nicht versuchen würde, herauszufinden, wer der oder die Mörder sind. Das können Sie mir nicht erzählen. Sie wissen bestimmt mehr. Wer steckt dahinter?«

»Es gibt keine Namen!«

»Und was hätte mir denn Rizzo erzählen sollen?«

»Einen Verdacht.«

»Toll, wenn das alles ist, verzichte ich.«

Er hob den rechten Arm. »Warten Sie ab. Dieser Verdacht besitzt auch eine Basis.« Da wir nicht weiter nachfragten, sah er sich gezwungen, seine Erklärung zu verdeutlichen. »Der Verdacht ist eine Spur, und sie weist auf Afrika hin.«

»Das Land ist groß«, bemerkte ich spöttisch.

»Schwarzafrika«, sagte er. »Voodoo-Zauber oder Macumba, wie immer Sie es nennen wollen. Das ist die Spur, über die Rizzi mit Ihnen sprechen sollte.«

»Mehr nicht?«

»Nein, Sinclair. Reicht Ihnen das Auftreten dieses Killers nicht? Er war doch ein Zombie, daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Stimmt«, sagte Suko. »Ich habe ihn sogar erwischt. Nur war es kein Schwarzer.«

Logan Costello winkte ab. Selbst seine Hand wirkte grau. »Vergessen Sie die Hautfarbe. Die Bande holt sich Schwarze und Weiße. Sie kennt keine Rassentrennung.«

»Sie sind wirklich gut informiert, Costello.«

»Man hat so seine Zuträger.«

»Noch etwas?«

Er goß Wein nach und kommentierte den Vorgang. »Sieht aus wie Blut, nicht wahr? Blut, das bestimmt noch oft in der nächsten Zeit vergossen werden wird.«

»Kommen Sie zur Sache!«

»Sinclair, es ist Ihre Aufgabe, dieses Grauen zu stoppen. Sie nennen sich Geisterjäger...«

»Den Namen hat man mir gegeben.«

»Auch gut, aber Sie tragen dafür die Verantwortung, wenn die Zombies sich in London ausbreiten. Man spricht bereits von einem Voodoo-Syndikat, und Voodoo in London hatten wir schon mal, wenn ich mich recht erinnere.«[\[1\]](#)

»Ja, das stimmt.« Ich wollte nicht weiter auf einen alten Fall eingehen, der neue war interessanter. »Fin Voodoo-Syndikat. Jedes Syndikat hat einen Chef, einen Vorsitzenden. Wissen Sie tatsächlich nicht, um wen es sich dabei handelt?«

»Nein, dann hätte ich es Ihnen gesagt.«

»Oder kochen Sie Ihr eigenes Süppchen?« hakte Suko nach.

Costello trank wieder. »Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie darauf hinzuweisen, daß sich in dieser Stadt etwas anbahnt. Wenn Sie aber anderer Meinung sind, machen Sie mir keine Vorwürfe, und erklären Sie mir nicht noch, ich hätte sie nicht gewarnt.«

»Das haben Sie ja nun getan, Costello.« Ich schaute auf meine Uhr.

»Sonst noch etwas?«

»Vorläufig nicht.«

»Dann können wir ja gehen.«

»Sicher.« Er lächelte kalt.

»Bin gespannt, ob wir uns bei der nächsten Leiche wiedertreffen.«

»Ich auch, Costello.«

»Sie sollten allerdings dafür sorgen, daß es so weit nicht mehr kommt. Es ist Ihr Job als Polizist.«

»Darüber brauchen wir von Ihnen nicht belehrt zu werden«, erwiderte ich beim Aussteigen.

Wir schauten zu, wie der schwere Rolls langsam und fast lautlos anrollte.

»Was meinst du?« fragte Suko.

»Costello hat Angst.«

Suko nickte. »Das denke ich auch. Und ich glaube ferner, daß an der Sache einiges dran ist.«

»Und wie.«

»Afrika«, murmelte mein Freund und Kollege. »Da fällt mir wieder der Neger ein, der mich ansprach. Costello scheint auf dem richtigen Weg zu sein.«

»Und du stehst ebenfalls auf der Abschußliste unserer Gegner. Da kannst du dich mit Costello zusammentun. Du hast einen Zombie vernichtet, das werden sie dir nicht vergessen.«

»Ich ihnen aber auch nicht«, erwiderte mein Freund grinsend. Er deutete nach vorn. »Da kommt Tanner.«

Der Chieffinspektor wußte bereits, was uns widerfahren war. »Na?« fragte er, »wie ist die Unterhaltung mit eurem Freund verlaufen?«

»Sehr interessant.«

Tanner schob seinen Hut zurück. Ein Zeichen, daß er gespannt war.

»Kennt Costello den Killer?«

»Indirekt ja.« — Wir konnten Tanner immer einweihen. Der war verschwiegen wie ein Grab.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Hast du eigentlich von einer afrikanischen Bande oder Gangstertruppe gehört, die nach London eingefallen ist, um hier die Stadt unter Kontrolle zu bekommen?«

Tanner überlegte. »Wann soll das denn gewesen sein?« fragte er.

»Weiß ich auch nicht.«

»Konkret habe ich nichts gehört. Man könnte aber mal nachfragen, Spitzel anbohren und so weiter.«

»Das würde zu lange dauern, fürchte ich.«

»Brennt es denn so sehr?«

»Vielleicht lodert es schon. Das Erscheinen dieses einen Zombies war Warnung genug. Wer sagt mir, daß nicht ein zweiter, dritter oder ein zehnter in London umhergeistert?«

»Wenn man dich so reden hört, kann man direkt Furcht bekommen.«

Tanner räusperte sich. »Ich lasse trotzdem einige Ohren aufklappen«, erklärte er, »oder?«

»Sicher.«

»Dann hören wir wieder voneinander.« Er hob die Schultern und sagte mit leiser Stimme: »Das ist euer Job, Freunde. Seht zu, daß ihr ihn gut über die Bühne bekommt. Für mich ist ein Zombie in der Stadt schon zuviel.«

Weder Suko noch ich widersprachen...

»Macumba...«

Zunächst war es nur ein leiser Ruf, ein Locken und gleichzeitig ein Echo, das aus der Ewigkeit zu kommen schien, um den zu erreichen, der ebenfalls schon seit einer Ewigkeit existierte.

»Macumba...«

Wieder dieser Ruf, diesmal aber lauter.

Er verklang in der Dunkelheit, als wäre er von einer dichten Watte verschluckt worden.

Eine Pause entstand. Drückende, lastende und eine gespannte Stille, die darauf zu warten schien, daß jemand zum drittenmal den Begriff Macumba rief.

Das geschah auch. Wieder war es eine Stimme, die anders klang als die beiden ersten. Der Ruf hallte durch die Finsternis. Er war zu einem Schrei geworden, zu einem Flehen und gleichzeitig zu einem Funken der Hoffnung. Er beinhaltete sämtliche Gefühle. Das Klagen, das Hoffen, die Freude, die Angst...

Als er verwehte, tat sich zunächst nichts. Man wartete ab. In einem bestimmten Rhythmus schlugen die Herzen, und diesen Takt hielten die drei Rufer an, bis zu dem Augenblick, als das Zischen ertönte. Ihm folgte ein puffendes Geräusch, und an drei verschiedenen Stellen blendete die plötzliche Helligkeit.

Es waren Fackeln, die von starken, sehnigen Händen gehalten wurden. Ihr Licht bildete ein Netz aus Helligkeit, das über den Köpfen der drei Männer tanzte, die die Fackeln hielten.

Drei Männer, drei Schwarze, die sich glichen und sich trotzdem unterschieden.

Sie besaßen das gleiche krause Haar, ihre Gesichter wirkten grau. Um die Augen herum veränderte Schminke die Haut. Die Vorderseite ihrer Köpfe wirkten wie gemalte Masken, an den Ohren schaukelten goldene Ringe.

Als Kleidung trugen sie glänzende Anzüge in verschiedenen

Farben. Rot, Blau und Grün. Trotz dieser extremen Farben wirkten sie keineswegs wie Clowns, sondern wie Menschen, die genau wußten, welchen Weg sie zu gehen hatte.

Noch standen sie im Hintergrund und hielten sich auf drei verschiedenen Treppen auf. Über die steinernen Stufen konnte das sich ihnen anschließende Gewölbe von drei verschiedenen Seiten erreicht werden. Sie führten einem Untergrund entgegen, der keine schwarze Farbe aufwies, dafür ein mattes, grünliches Schimmern zeigte. Wie harter Stein sah es jedenfalls nicht aus. Die drei Schwarzen hatten den Namen Macumba gerufen. Die Hchos ihrer Rufe waren verhallt, aber das konnte nur als der Beginn einer unheimlichen Schau angesehen werden. Sie hielten ihre Fackeln und standen so unbeweglich wie einst die griechischen Jünglinge, die dazu auserkoren waren, die Stätten der Götter zu bewachen.

In dem Gewölbe war kein Laut zu hören. Selbst das Atmen schienen die drei Schwarzen eingestellt zu haben.

Minuten vergingen. Die Zeit mußten sie sich geben, weil das alte Ritual nach genauen Regeln ablief.

Niemand störte ihre Ruhe, ihr Warten, bis zu dem Augenblick, als sie sich selbst in Bewegung setzten.

Als hätten sie sich untereinander abgesprochen, durchlief plötzlich ein Rucken ihre Körper. Es sah so aus, als würden sie sich aufrichten, um die Treppe hinabzuspringen.

Das taten sie nicht.

Sie gingen die lange Reihe der Stufen hinab. Sehr geschmeidig waren ihre Bewegungen, die etwas Tänzerisches an sich hatten. Wenn sie die Füße auf die Steinstufen setzten, hätte man glauben können, daß sie überhaupt nicht berührt wurden, so leicht und frei wirkte dieses Schreiten.

Die drei Schwarzen bewegten sich auf das Ende der Treppe zu. Es sah so aus, als wollten sie diese verlassen, doch auf der letzten Stufe

hielten sie an.

Sie bildeten ein Dreieck. Jeder von ihnen schaute auf den Boden. Kein Stein, kein Sand, etwas anderes. Eine ungewöhnliche Masse, grünlich schimmernd, geheimnisvoll, und jetzt, wo das Licht der Fackeln darüber hinwegstreute, waren auch die dünnen Dämpfe zu sehen, die aus der Masse krochen.

Sie sahen aus wie Fäden, die aus verschiedenen Richtungen aufeinander zukrochen, um sich schließlich in der Mitte zu vereinigen, als hätten sie sich nur auf diesen einen Punkt konzentriert. Die drei Männer regten sich nicht. Starr waren ihre Gesichter, grau die Haut, manchmal wie alte Asche wirkend. Nur um die Augen herum zeigte sich die bunte Schminke.

Rot bei dem Mann im roten Anzug, grün bei dem in der grünen Kleidung und blau bei dem letzten.

Noch immer trieben die zäh wirkenden Dunstschwaden über die Masse hinweg. Sie schienen Krallenhände zu besitzen, wallten manchmal auf, quollen und krochen wieder zurück, um sich anschließend auf den Untergrund zu legen, als wollten sie ihn vor neugierigen Blicken verbergen.

Doch er »meldete« sich...

In der Tiefe war etwas geboren worden. Ein Wesen, eine Gestalt, wer konnte das sagen? Es bewegte sich und schlug auch Wellen, die bis gegen die Oberfläche stiegen, so daß diese anfang zu zittern. Wie ein Schauer lief es darüber hinweg, erfaßte auch den blaßgrauen Dunst und gab ihm ebenfalls ein wellenhaftes Aussehen.

Die Bewegung in der Masse nahm zu. Die Kräfte hatten sich konzentriert, drangen weiter an die Oberfläche und waren mit Gasen zu vergleichen, die sich durch nichts aufhalten ließen, bis ganz nach oben stiegen, wo sie dicke Blasen bildeten. Sie erinnerten an durchsichtige Geschwüre, die mit einemmal aufplatzen.

Tropfen wurden in die Höhe geschleudert. Spritzer fielen wieder

zurück, vereinigten sich mit der Masse, auf deren Oberfläche erneut die Blasen erschienen, um wieder zu zerplatzen.

Ein abwechslungsreiches Spiel, denn die Blasen vermehrten sich und traten an verschiedenen Stellen auf.

Die drei Männer standen nach wie vor regungslos, als wären sie auf den Treppenstufen eingefroren. Nicht einmal ihre wulstigen Lippen zuckten, sie starrten ausdruckslos gegen die Masse, die sich noch mehr aufschaukelte. Sie schwappte von einer Seite zur anderen, klatschte gegen die Wand des alten Gewölbes, wurde wieder zurückgedrängt und traf sich mit den anderen Wellen in der Mitte.

Kämme entstanden, Spritzer verteilten sich, plötzlich erschien ein Trichter. Er wirkte schwerfällig, träge wie dicker Teig, den ein großer, aber unsichtbarer Quirl durch rührte.

Die nicht sichtbare Kraft zog den Trichter noch weiter in die Tiefe, so daß er einen regelrechten Kreisel bildete, die in einem schmalen Schacht endete.

Die Schwarzen nickten sich zu.

Es war das Zeichen für ihren Ruf, und zu dritt riefen sie das eine Wort:

»Macumba!«

Es hallte durch das Gewölbe, es war ein Donnerruf, der Sehnsucht und Hoffnung in sich vereinigte. Er brandete gegen die kalten Steinwände, zitterte als Echo zurück und fuhr hinein in den nächsten Schrei, der nur dieses eine Wort beinhaltete: »Macumba!«

Längst hatte sich die Atmosphäre in dem Gewölbe verdichtet. Sie war unheimlich geworden, gleichzeitig fremd — und höllisch. Zwischen diesen Mauern entstand etwas, das seit langen Jahren schon lauerte, über das man nur hinter vorgehaltener Hand sprach, das jedoch vorhanden war und zurückkehrte.

Das Rufen allein reichte nicht, etwas anderes mußte das Böse ebenfalls hervorlocken.

Trommelwirbel...

Zuerst nur leise, als wären die Trommler meilenweit entfernt. Von Sekunde zu Sekunde verstärkte sich der rhythmische Klang, ernahm nicht nur an Lautstärke zu, auch an Aggressivität,, ein grollender Donner, ein Peitschen und Wummern zugleich.

Der Klang schien von allen Seiten gegen die Ohren der drei Schwarzen zu brausen.

Dabei brandete er nur an einer bestimmten Stelle auf. Und das war der Ort hoch über ihnen.

Als hätten sie sich abermals abgesprochen, so hoben sie die Köpfe und gleichzeitig auch die Fackeln an.

Das zuckende Licht stieß nach oben. Es tanzte, es warf Schatten, formte Muster und ließ beides zusammen über ein unheimliches und kaum vorstellbares Ziel gleiten.

Es waren die Zombies!

Lebende Leichen, die unter der Decke schwangen, auf ihren Schößen die Trommeln stehen hatten und deren Oberfläche mit den Trommelstöcken rhythmisch bearbeiteten.

Beim ersten Hinschauen sah es so aus, als würden sie in großen Hängematten sitzen, der Eindruck täuschte, die Wesen hockten in Sitzen aus kunstvoll zusammengeschlungenen Seilen, die tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit Schaukeln aufwiesen, weil sie sich im Rhythmus der Trommelklänge vor und zurück bewegten.

Es waren genau sechs Zombies. Schwarze und Weiße. Hier gab es keine Rassenunterschiede. Sie hockten gegeneinander versetzt, aber eine Schaukel war leer.

Hier hätte noch ein siebter sitzen sollen, den es nun nicht mehr gab. Er war durch die Riemen einer Dämonenpeitsche vernichtet worden. Die Sitze bewegten sich lautlos. Einmal vor, dann wieder zurück und umgekehrt. Dabei bewegten die Zombies ihre Arme, als wäre in ihren seelenlosen Körpern ein Motor eingebaut worden.

Die schaurige Musik fegte durch das Gewölbe, und sie peitschte die Oberfläche noch mehr auf.

Der Trichter vergrößerte sich, der Schacht ebenfalls. Er schien bis zum Erdmittelpunkt reichen zu wollen.

Noch sah er leer aus, doch die drei Schwarzen und auch die seelenlosen Untoten wußten es besser.

Macumba war bereit, aus der Tiefe hervorzusteigen. Viele hatten versucht, Macumba zu erklären, kaum einem war es bisher gelungen.

Macumba war eine Kraft, ein Name. Geboren in Afrika, transportiert nach Südamerika, dort übernommen als Zauber, als Magie, ein Helfer und Seelenheiler.

Macumba war gefährlich, es berichtete vom Tod, vom Leben und vom lebenden Tod. In Europa wurde es das Böse oder der Teufel genannt, in Asien Kataya. Auch dort kannte niemand eine genaue Erklärung für dieses Phänomen, jedenfalls war es vorhanden, und es breitete sich aus, denn es verließ sein ureigenes Gebiet, um die sogenannte Zivilisation zu überfluten. Man hatte Afrika geknechtet, ausgeblutet, in die Knie gezwungen. Die Menschen waren versklavt worden, doch die Fehler der Weißen schlugen nun als Bumerang zurück. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, sich mit den alten Ritualen und Gesetzen zu beschäftigen. In diesen angeblich primitiven Völkern steckte mehr, viel mehr, als sich die Weißen überhaupt hätten träumen lassen. Eine Kraft, die auch den Schwachen stärkte, wenn auch zur falschen Seite hin.

Macumba war da, und Macumba würde sein. So stand es zwar nicht geschrieben, aber das wurde flüsternd von Generation zu Generation weitergegeben, und die Menschen glaubten daran.

Macumba gab ihnen die Kraft, ihre eigenen Grenzen zu überspringen und hineinzugleiten in eine für sie fremde Welt, die den alten Phänomenen ratlos gegenüberstand.

Aber Macumba war nicht allein nur eine Kraft. Sie schaffte es auch,

sich zu manifestieren und Gestalt anzunehmen, die ständig wechseln konnte. Sie gebar auf fürchterliche Art und Weise neue Wesen und stattete sie mit ihrer alten Macht aus.

Menschen, Mutanten, Ungeheuer — es spielte keine Rolle für Macumba, denn das Böse war nicht an Gesetze gebunden. Macumba vereinigte vieles in sich. Geist, Blut, Rassen, es kannte einfach keine Grenzen, war stets präsent, wenn es gerufen wurde. Es befand sich auf dem Weg an die Oberwelt. Der obere Ausschnitt des Trichters hatte sich noch mehr erweitert, er war zu einem großen Kreis geworden, hatte dabei die Masse in die Tiefe gezogen und füllte sich auf mit einem graugrünen Dampf.

Die drei Schwarzen hatten sich auch in den letzten Sekunden nicht von der Stelle gerührt. Dennoch zeigten sie sich verändert. Über ihre Gesichtshaut hatte sich ein Schatten gelegt, ein Schleier der Gänsehaut. Sie spürten, daß es bald soweit sein würde. Auch die tumben Gestalten der Zombies reagierten.

Die hockten in ihren Seilschaukeln und bewegten die steif wirkenden Arme noch schneller. Der harte Rhythmus hatte sich gesteigert, sie hämmerten die Trommelstöcke immer schneller und heftiger gegen die straff gespannte Oberfläche.

Das gesamte Gewölbe schien zu zittern. Die Lautstärke steigerte sich und drohte die Wände zu zerstören. Selbst das Licht der drei Fackeln schien sich dem Trommelrhythmus anzupassen; es tanzte viel heftiger. Licht und Schatten wechselten rascher miteinander ab. Die dunklen, huschenden Gebilde, die über die Wand, die Treppen und auch die Masse am Boden tanzten, waren zu gespenstischen Figuren geworden, die aus einem anderen Reich an die Grenze dieser Welt heranstießen, sie durchdrangen und auch hineinkrochen, um sich auf die Gesichter der Zombies zu legen, die durch dieses unheimliches Spiel so etwas wie Leben bekamen.

Auf einmal war es da!

Es - das war eine Gestalt. Unförmig, klumpig, so schob sie sich aus der Tiefe der Masse hervor, um sich nach dieser langen Wartezeit endlich ihren Dienern zu präsentieren.

Die Trommelklänge verstummten!

Ein letztes Nachhallen noch, dann war es still. Ruhig wie in einer alten Gruft.

Kein Leben, die Erwartung des Kommenden, das aus der Tiefe steigt. Einige Blasen zerplatzten noch mit satten Geräuschen. Tropfen flogen wie Perlen und legten sich auf die Oberfläche, um sich dort mit ihr zu vereinen.

In der Tiefe rumorte es. Kein Grollen oder Donnern, das Geräusch hörte sich an, als würde jemand schwer und keuchend atmen. Spritzer wirbelten aus der Öffnung, lange Fäden aus Schleim folgten ihnen, dann kam er selbst.

Macumba trug seit Ewigkeiten einen Namen, nun aber hatte er auch eine Gestalt angenommen und war zu einem Mensch geworden. Und der strömte das Grauen und das Wissen einer uralten Zeit aus...

Die Zombies in den Seilschaukeln verhielten sich ruhig, auch die drei Schwarzen atmeten nicht. Sie blieben auf ihren Plätzen stehen, empfanden weder Angst noch Freude, sie starrten von drei verschiedenen Seiten auf die Öffnung. Der Körper war da. Der Kopf, kugelrund, die Schultern, breit und an den Seiten ebenfalls abgerundet. Arme, die wie Gummiwülste wirkten, aber keine Beine. Nur dieser gewaltige Körper, über den noch der sirupartige Schleim lief. Macumba hatte sich gezeigt, Macumba war ein Krüppel, er konnte nicht laufen, und doch bewegte er sich. Der beinlose Oberkörper hockte auf einem Kissen, jedenfalls wirkte diese Unterlage so, weil sie eben so dick und massig war.

Die Gestalt stieg auf, bis sie eine bestimmte Höhe erreicht hatte. Von einem Gesicht war noch nicht viel zu sehen. Ein Schatten schien

darüber zu liegen, aber ein Schatten, der dick war und ebenfalls an Schleim erinnerte.

Deshalb zerliefen die Züge. Es waren weder Nase, Augen noch Mund zu sehen. Bei den Händen existierte das gleiche Phänomen. Auch sie bestanden nur mehr aus Klumpen. Ebenfalls rann der Schleim am gesamten Körper hinab, bis er die Hüften erreicht hatte, um von dort in dicken Tropfen wieder nach unten zu fallen.

Macumba schüttelte seine Arme. Dabei bewegte er zusätzlich die Schultern, die Schleimtropfen wurden zur Seite geschleudert. Sie vereinigten sich mit der Masse, und plötzlich lagen die Hände der beinlosen Gestalt frei.

Die dicken und klumpigen Finger sahen aus wie abgeschnittene Stöcke. Es war nicht zu sehen, ob sie Nägel besaßen, der Schleim tropfte noch von den abgeflachten Spitzen, als Macumba den rechten Arm hob, die Finger spreizte und sie gegen seine breite Stirn drückte. Es sah so aus, als wollte er sie in die Haut und damit auch in den Schleim hineinpressen. Dann krümmte er sie, wie jemand, der etwas festhalten wollte. So war es auch.

Er hatte sie hineingedrückt in den dicken Schleim, der auf seinem Gesicht lag. Nach dem Auftauchen mußte er sich noch mehr verdickt oder erhärtet haben, denn er zog ihn ab wie eine zweite Haut. An einer Stelle nur hatte Macumba zugegriffen. Es reichte aus, um den gesamten Schutz von seiner Gestalt zu ziehen, so daß darunter der wahre Körper zum Vorschein kam.

Eine massige Gestalt, klumpig wirkend, dick und auch in der Breite außergewöhnlich. Hätte der Körper Beine besessen, so hätte es diesen Mühe bereitet, ihn zu tragen. So aber blieb die Gestalt auf dem ungewöhnlichen Kissen hocken, das auch schweben konnte und sich in eine Richtung bewegte, wo Macumba seine drei Diener im Auge behalten konnte. Erzeigte sich jetzt so, wie er tatsächlich war. Und auch mit seiner Kleidung!

Er trug einen dunkelroten Umhang, der ebenfalls seidig schimmerte. Bis zu den Hüften reichte er, besaß jedoch am Hals einen Ausschnitt, der von einem blauen Schal verdeckt wurde. Es war mehr ein Schalkragen, weil er regelrecht in die Höhe wuchs und im Nacken eine Art Schutz bildete. Das Gesicht zeigte jetzt einen Mund, Augen, eine klumpige Nase und an den Seiten breite Ohren, deren Knochen verknorpelt waren. Die Augen lagen tiefer im Gesicht. Sie wirkten wie dunkle Tropfen, die aus einer Pipette in die Höhlen hineingefallen waren. Die Farbe des Gesichts erinnerte an den Begriff

»Schwarzer Kontinent«. So war Afrika früher einmal genannt worden, denn aus diesen Tiefen war Macumba hervorgestiegen. Jetzt, wo er sich gereinigt hatte, war er auch wieder bereit. Seine drei Diener starrten ihn an. Sie bewegten ihre Lippen, als wollten sie etwas sagen, aber sie brachten keinen Ton hervor, nur das scharfe Atmen floß aus ihrem Mund.

Dafür sprach Macumba.

Er war ein Phänomen, für einen Geist oder für den Geist des Bösen gab es keine Grenzen und auch keine Sprachprobleme. Er konnte sich in den verschiedensten Sprachen und Dialekten unterhalten, die Welt war für ihn einfach geworden.

Diesmal hatte er eine Sprache gewählt, die in den Tiefen des afrikanischen Kontinents gesprochen wurde. Sie stammte aus Zentralafrika, wo es jetzt noch Kulturen gab, deren Hintergrund kaum erforscht worden war. Aber sie besaßen das Wissen und auch ihre eigene Sprache, die sich entwickelt hatte.

Macumba redete von den vergangenen Zeiten und den Weißen, die so viel zerstört hatten.

»Aber wir werden zurückschlagen«, erklärte er. »Wir holen uns alles wieder. Wir werden uns den Weißen anpassen und sie mit den Waffen schlagen, mit denen sie uns in die Knie gezwungen haben.

Mit der Gewalt. Dort sind sie besonders empfindlich, und diese Gewalt wird extrem werden, wenn wir sie mit unseren alten Erkenntnissen mischen. Diese Stadt London sollte zu einem Schmelztiegel werden, sie ist es nicht geworden, weil die Weißen in ihrer Arroganz nicht nachgelassen haben. Noch immer unterdrücken sie uns Farbige, sie haben uns in dieser Stadt sogar in Ghettos getrieben. Es gibt Vororte, wo nur Schwarze leben. Sie werden wir finden, nachdem wir es geschafft haben, die Herrschaft an uns zu reißen. Wer diese Stadt regieren will, der muß auch die Unterwelt beherrschen und die alten Kräfte dort ausrotten. Kräfte, die einen Sammelnamen besitzen. — Mafia, aber diese Mafia besitzt hier in London noch einen speziellen Namen: Logan Costello. Ihn werden wir vernichten. Endgültig, für alle Zeiten. Wir schicken ihm die Zombies. Diese Stadt ist reif, um von einem Voodoo-Syndikat beherrscht zu werden.«

Macumba hatte gesprochen. Dabei hatte sich sein Mund automatisch bewegt.

Seine drei Diener und wahrscheinlich auch die Zombies hatten ihm zugehört.

Einer, es war der Mann in der roten Kleidung, mußte noch eine Bemerkung hinzufügen.

»Wir haben noch einen Feind«, sagte er. »Es ist ein Chinese, der einen unserer Brüder getötet hat. Er und sein Freund stehen gegen uns, das spüre ich.«

»Tötet sie auch!« befahl Macumba.

Der Schwarze verbeugte sich. »Jawohl, Herr. Dein Wunsch ist mir Befehl. Wie soll ich ihn töten?«

Da lachte Macumba. Er tauchte den rechten Arm in die Flüssigkeit. Als er ihn wieder hervorzog, war die Haut von Schleim bedeckt. »Hiermit«, sagte er und begann, mit geschickten Fingern, eine Puppe zu formen.

»Sag mir, wie er aussieht, dann werde ich die Puppe nach seinem Ebenbild herstellen.«

Der Schwarze beschrieb Suko aus der Erinnerung. Drei Augenpaare bewunderten das Geschick des Beinlosen, wie er es schaffte, aus dem Klumpen einen Menschen zu formen, der tatsächlich aussah wie der Chinese Suko.

»ja, so ist es gut!« lobte der Rotgekleidete.

Macumba nickte zufrieden. »Er ist schon so gut wie tot«, erklärte er.

»Diese Nacht wird für ihn zur Hölle werden...«

Wir hatten nicht mehr viel tun können, also waren Suko und ich nach Hause gefahren.

»Kommst du noch auf einen Drink zu mir?« fragte ich meinen Freund, als wir im Flur zwischen unseren beiden Wohnungstüren standen.

Er schaute auf die Uhr. »Schon Mitternacht.«

»Kannst du denn schlafen?«

»Eigentlich nicht.«

»Mir geht es auch so.« Ich schloß auf. »Ich brauchte einen Whisky. Willst du Tee?«

»Nein, nur Wasser.«

»Du weißt ja, davon kriegt man Läuse in den Bauch.«

»Ich spüre sie schon.« Suko ließ sich in einen Sessel fallen und preßte seine Handflächen gegen die Wangen. In dieser Haltung schüttelte er den Kopf.

»Hast du was?« fragte ich ihn und drückte mit dem Fuß auf den Einschaltknopf einer Stehleuchte.

»Nein, es ist alles okay.«

»Du siehst aus, als hättest du keine Lust oder wärst irgendwie sauer.«

»Kaum.«

Suko bekam sein Wasser, ich nahm den Whisky, und zwar einen Doppelten. Wir prosteten uns zu, setzten die Gläser ab und schwiegen zunächst einmal. »Du denkst an Costello!« stellte Suko nach einer Weile fest.

»Auch.«

»Und die Zombies?«

»Das ist das Problem. Einen hast du erwischt. Wer weiß, wie viele noch durch London geistern.«

Suko gab keine Antwort. Er konnte die Zahl einfach nicht nennen, mir erging es ebenso, deshalb nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf.

»Costello hat Angst«, erklärte ich. »Und dies nicht zu knapp. Ein Mafioso, der sich als heimlicher Herrscher dieser Stadt fühlt, lernt das Zittern.«

»Wie toll«, sagte Suko. »Das müßte uns eigentlich wie gerufen kommen.«

»Finde ich auch. Nur hätte ich es lieber, wenn er vor uns, dem Yard, zittern würde und nicht vor einer Kraft, für die man kaum eine Erklärung findet.«

»Er weiß mehr, als er zugibt.«

»Davon gehe ich auch aus.« Ich nahm mein Glas und schaute auf die goldbraune Flüssigkeit. »Er selbst gehört zu den Typen, die das niemals zugeben würde. Deshalb hat er auch Tonio Rizzi vorgeschickt, der mit mir reden sollte. Doch Rizzi starb. Ich frage mich, was er mir hätte sagen wollen.«

»Mehr über die Zombies.«

»Klar, fragt sich nur, wer dahintersteckt? Kannst du eine Antwort geben?«

»Nein. Ich wundere mich sowieso, John, daß gerade Costello angegriffen wird, wo er doch bekanntermaßen einen guten Draht zur

Hölle hatte. Denke nur an seinen Kontakt zur Mordliga, zu Dr. Tod. Hat er sich jemals vor lebenden Leichen gefürchtet? Ich glaube nicht.«

Ich stimmte Suko zu.

»Deshalb, so meine ich, ist die Sache viel komplizierter, als wir bisher angenommen haben. Ich gehe davon aus, daß hinter allem ein gewaltiger Plan steckt, der seit einiger Zeit schon vorbereitet wurde und allmählich in die Endphase hineingleitet. Costello hat einen Fehler gemacht. Er hätte uns früher informieren sollen.«

Ich mußte lachen. »Ausgerechnet er, unser Todfeind. Der kann uns nicht ausstehen.«

»Ja, das weiß ich. Vielleicht ist es jetzt zu spät. Costello muß kaum noch schlafen können.« Suko leerte sein Glas, ich wollte nachschütten, er winkte ab. »Schlafen war das Stichwort, John. Ich lege mich auch aufs Ohr.«

»So müde habe ich dich selten erlebt.«

»Ich fühle mich auch irgendwie kaputt, als hätte ich den ganzen Tag über nur geschuftet. Komisch.« Suko hob die Schultern. »Das muß wohl am Wetter liegen.«

»Daß du wetterempfindlich bist, ist mir neu.«

»Mir auch«, gab mein Freund zu und erhob sich.

Ich wollte ihn noch bis zur Tür bringen, doch er winkte ab. »Bleib sitzen, John, das schaffe ich schon allein.« Er räusperte sich. »Bis morgen dann.«

»Okay, schlaf gut.«

»Bestimmt.«

Ich schaute Suko nach, wie er durch das Wohnzimmer schritt. Mein Freund gefiel mir irgendwie nicht. Ihm fehlte die Spannkraft, aber auch er war nur ein Mensch und kein Supermann.

Im Gegensatz zu ihm fühlte ich mich innerlich aufgewühlt. Ich hatte einfach nicht das Bedürfnis, mich jetzt schon hinlegen zu müssen.

Schlafen würde ich nicht können, dazu war ich zu aufgewühlt, da mir die Ereignisse des vergangenen Tages einfach nicht aus dem Kopf wollten. Während ich an meinem Whisky nippte, dachte ich über Logan Costello nach. Er war ein Hundesohn, ein Verbrecher, ein Mensch, der Morde befahl, der Rauschgift verkaufen ließ, der in der Prostitution mitmischte und ein gewaltiges Netz über London gelegt hatte. Er kassierte überall mit, trotzdem hatte er Furcht.

Ausgerechnet er, der sich früher als Günstling der Hölle gesehen hatte. Als dies etwas in den Hintergrund gedrängt wurde, hatten wir angenommen, ihn packen und sein Imperium zerstören zu können, was uns leider nicht gelungen war. Möglicherweise auch aus Zeitgründen, denn wir hatten anderes zu tun, als uns nur um Costello zu kümmern. Er war nur ein Teil in einem gewaltigen Puzzle.

Ich leerte mein Glas. Der letzte Schluck rann durch die Kehle, verstärkte die Wärme in meinem Magen noch und gab mir schon das Gefühl der Bettschwere.

Auf dem Weg zur Küche reckte ich mich. Das benutzte Glas verschwand in der Spüle. Gähnend stieg ich in die Dusche. Vor dem Schlafengehen ließ ich noch einige heiße Strahlen auf meinen Körper prasseln, nibbelte mich anschließend ab und legte mich lang.

Das Licht der kleinen Nachttischlampe ließ ich noch brennen. Zwar war ich schläfrig geworden, aber der rechte Schlaf wollte nicht kommen. Ich lag auf dem Rücken schaute gegen die Decke, wo sich der Lichtkreis der Lampe abmalte, und dachte noch immer über das Phänomen nach, das sich Logan Costello nannte.

Er war der Dreh-und Angelpunkt. Nur über ihn würde die Spur zu seinem Gegner führen, zu dem auch ein Mann gehörte, der Suko versprochen hatte, ihn zu töten.

Wer war diese Person?

Ich ließ mir noch einmal Sukos Beschreibung durch den Kopf gehen, ohne allerdings eine Antwort zu finden. Es gab in London

zahlreiche Schwarze, und es kamen täglich weitere hinzu. Menschen, die es in den ehemaligen englischen Kolonien nicht aushielten und in das Mutterland emigrierten, weil sie hofften, dort ihr Glück zu machen. Nur die wenigsten schafften es, die meisten blieben im Sumpf der Großstadt hängen. In den Slums, den Ghettos lebten sie in den Tag hinein und waren zwangsläufig empfänglich für revolutionäre Ideen, auch wenn sie von einer völlig falschen Seite kamen, wie eben einer magischen. Das Auftauchen des Negers war für mich der Beweis, daß wir es in diesem Fall mit afrikanischer oder mittelamerikanischer Magie zu tun hatten, und dort spielte gerade der Voodoo-Zauber und das damit verbundenen Auftauchen der lebenden Leichen — der Zombies — eine Rolle.

Nicht zum erstenmal wurden wir damit konfrontiert. Ich konnte mich an zahlreiche Fälle erinnern, besonders an mein gefährliches Abenteuer in New Orleans, wo ein wahnsinniger Zombiemacher vorhatte, die Welt zu erobern.[\[2\]](#)

Das war vorbei, aber sie fanden stets einen neuen Anfang. Wieder einmal hier in London.

Es ging mir natürlich gegen den Strich, mich auf Costellos Seite stellen zu müssen. Er war ein Verbrecher, ich Polizist. Zwei genau getrennte Gebiete. Nur hatte sich eine andere Macht zwischen uns geschoben, und die durfte auf keinen Fall unterschätzt werden. Es stellte sich die Frage, wer in diesem Fall den Vorrang hatte. Die Antwort war leicht.

Wir mußten uns um die fremde Macht kümmern. Mochte Costello und sein Clan noch so gefährlich sein, er war nichts im Vergleich zu dem, was als Oberbegriff Voodoo alles auf uns zukommen würde. Leichen, die lebten, die keine Gefühle besaßen und nur auf Zerstörung aus waren.

Die Polizei konnte Costello nicht gefährlich werden, davon ging er jedenfalls aus. Wenn ihm jemand etwas am Zeug flicken wollte,

informierte er seine Spitzenanwälte, die ihn wieder heraushauten. Bei den Zombies verhielt es sich anders. Ihnen konnte er nicht mit den Lücken in den Gesetzen beikommen, sie reagierten nicht auf Prozesse oder auf Anwälte. Da regierte bei ihm die nackte Angst. Ich schielte auf den Wecker. Teufel, die erste Morgenstunde war bereits um. Allmählich sollte ich auch einschlafen, die nächsten Tage würden bestimmt nicht leicht werden.

Genau da meldete sich das Telefon. Obwohl ich noch nicht geschlafen hatte, schrak ich zusammen. Beim zweiten Läuten schnappte ich mir den Hörer und kam nicht einmal dazu, meinen Namen auszusprechen, denn am anderen Ende sagte eine kratzende Stimme nur einen Satz. »John, komm rüber — bitte...«

»Suko!«

Er hatte schon aufgelegt. Ich starrte sekundenlang den Hörer an und sprang aus dem Bett.

Im Schlafanzug wollte ich nicht gerade zu Suko rüberlaufen, schlüpfte in Windeseile in meine Klamotten, nahm auch die Beretta mit und den Schlüssel zu Sukos Wohnungstür.

Kaum hatte ich aufgeschlossen, hörte ich ihn bereits stöhnen. Eine Falle?

Ich wurde vorsichtig. Im Flur brannte Licht. Das stöhnende Geräusch war aus dem Wohnraum gedrungen. Befand Suko sich allein in der Wohnung, oder hatte er ungebetenen Besuch bekommen?

»Suko? Bist du allein?«

»Ja...«

Über die Antwort erschrak ich. Und ich erschrak noch mehr, als ich den Wohnraum betrat. Dort sah ich meinen Freund.

Rücklings und mit verzerrtem Gesicht lag er auf dem Boden. Seine Hände hielt er gegen den Magen gepreßt, das Gesicht war schweißnaß, er atmete stoßweise und flüsterte Worte, die mich bis ins Mark trafen.

»John, ich glaube, ich muß sterben...«

Verdammt, das war hart gewesen. So lange ich meinen Freund kannte, hatte er noch nie dermaßen pessimistische Äußerungen von sich gegeben. Suko lag nicht ruhig auf dem Boden, die Schmerzen erwischten ihn stromstoßartig, er wälzte sich hin und her. Einmal nach rechts, dann wieder nach links, dabei keuchte er laut, und auf seiner Haut sammelte sich der Schweiß.

Ich kniete längst neben ihm. Dabei fühlte ich mich so verdammt hilflos, weil ich einfach über die Ursache seines Zustandes nichts wußte. »Was ist denn passiert, Suko? Wie ist es passiert?«

Er konnte noch nicht antworten. Sein Gesicht war fleckig geworden. Dicke, rote Stellen hatten sich auf seinen Wangen ausgebreitet.

»Plötzlich, John«, ächzte er, »auf einmal war es da. Bitte, Wasser...«

»Klar, sofort.« Ich rannte in die Küche. Als ich zurückkehrte krabbelte Suko gerade unter Schmerzen in einen Sessel.

Ich gab ihm einen Schluck zu trinken. Wie bei einem kleinen Kind führte ich den Glasrand an die Lippen meines Freundes. Er schluckte und schaute mich dabei aus großen, starren Augen an. Zur Hälfte leerte er das Glas, wobei ich hoffte, daß es ihm jetzt besserging.

»Wie ist es?«

»Mies, John.«

»Soll ich einen Arzt rufen?«

Suko schaute mich plötzlich wieder klar an, als wären seine Schmerzen verschwunden. »Einen Arzt? Nein, der kann mir nicht helfen. Das ist... das ist etwas anderes.«

Es ist etwas anderes!

Da hatte Suko eine verflücht gute Antwort gegeben. Das andere war keine normale Krankheit, keine Infektion, das war auch nicht

erklärbar, es kam aus dem Innern und trotzdem von außen. Diese Krankheit besaß keinen medizinischen Namen, ich würde sie mit einem anderen Begriff umschreiben.

Voodoo!

Kein Zweifel, es hatte Suko erwischt. Und ich wußte auch schon, wie. Wenn sich jemand mit dem Voodoo-Zauber auskannte, mußte er sich an bestimmte Regeln halten. Er konnte von der Person, die er durch den Zauber treffen wollte, eine Puppe nachbilden, ihr etwas Persönliches aus dem Besitz des Betreffenden mit einfügen, um anschließend diese Puppe zu verzaubern. Dadurch stellte er eine Verbindung zwischen der Puppe und dem lebenden Menschen her. Wenn er nun kleine Nadeln in die Puppe hineinstieß, so übertrug sich der Schmerz auch auf den Menschen, und das schien mir bei Suko der Fall gewesen zu sein.

»Du weißt Bescheid, John?« flüsterte er.

»Ich glaube.«

»Der... der Schwarze. Er hat mir den Tod versprochen. Ich... ich habe das Gefühl, als würde er recht behalten, John. Mich kann kein Arzt heilen, nicht bei Voodoo.«

Ich gab keinen gegenteiligen Kommentar, verzog aber das Gesicht, als sich mein Freund plötzlich aufbäumte, als wollte er mit seinem Körper eine Brücke im Sessel bilden. Er schrie dabei und preßte seine Hand auf die rechte Brustseite.

Mir rann es kalt den Rücken herab. In meinem Magen spürte ich einen harten Druck und überlegte krampfhaft, wie ich meinem Freund helfen konnte.

Zischend stieß er den Atem aus, als er wieder zusammensackte. »Es wird schlimmer, John. Mein Körper steht in Flammen. Es brennt, und ich kann es nicht löschen.«

Das Brennen nahm ich ihm ohne weiteres ab. Obwohl es kein Feuer war, mußte es gelöscht werden.

Ich handelte, denn mir war urplötzlich eine Idee gekommen, von der ich hoffte, daß es richtig war.

Bevor Suko sich versah, knöpfte ich ihm schon das Hemd auf, riß es von seinem Körper, das Unterhemd ebenfalls — und hatte Mühe, mich zu beherrschen. Was ich auf Sukos Körper entdeckte, war einfach furchtbar. Blaue Flecken, als hätte man bestimmte Stellen mit einer Tinktur eingerieben.

Das stimmte sicherlich nicht. Diese Flecken kamen bestimmt von innen, und sie sahen aus, als hätte man von außen her mit einem harten Gegenstand davorgeschnitten.

Blutergüsse, die auf eine magische Art und Weise entstanden waren, einfach furchtbar.

Sie verteilten sich auf Sukos Brust, aber nicht nach einem bestimmten Muster. Dicht unter dem Hals fingen sie an und hörten erst auf, als sie die Höhe des Nabels erreicht hatten.

Suko, noch immer in der Schräglage, schaute ebenfalls nach unten. Auch er sah die Flecken und nickte. »Ja!« keuchte er, »ja, das sind sie. Das ist es. Da habe ich die verdammt Schmerzen gespürt. Überall, wo du die Flecken siehst...«

»Darf ich fühlen?«

Er legte den Kopf wieder zurück. »Ja.«

Ich berührte eine der blauen Stellen mit den Fingerkuppen. Sie waren hart geworden, beinahe wie Stein, und Suko zuckte zusammen, als ich den Kontakt herstellte.

Aus seinem offenen Mund drang ein langgezogenes Stöhnen. Tränen traten in seine Augen. Er, der so viel vertragen konnte, sah sich plötzlich am Ende seiner Kräfte. »Nicht, John, bitte...«

»Okay.« Ich zog meine Hand so hastig zurück, als hätte ich mir die Finger verbrannt.

»Versuche etwas anderes, John — bitte...«

Die gequält klingende Stimme meines Freundes brachte mich fast

um den Verstand. Auch ich erlebte so etwas wie eine kleine Hölle, weil ich so unfähig war und wieder einmal erkennen mußte, wie stark dem Menschen doch Grenzen gesetzt sind.

Grenzen, die durch eine normale Kraft nicht zu überwinden waren. Ich konnte die Flecken auf Sukos Körper nicht beeinflussen, indem ich mit den Händen über sie hin wegstrich; wenn ich Suko helfen wollte, dann durch eine andere Möglichkeit.

Wieder bäumte er sich auf und schrie leise. Diesmal führte er seine Hand um den Körper herum und preßte die Fläche gegen eine Stelle an seinem Rücken.

»Tu was, John...!«

Sein Flehen traf mich hart. Ja, ich wollte etwas tun und nickte hart.

»Okay, wir versuchen es mit dem Kreuz!«

In Sukos Augen flackerte es, als er über meine Worte nachdachte. Es war ein Ausdruck der Hoffnung, und ich drückte uns beiden die Daumen, daß ich es schaffte, sie zu erfüllen.

Über Vor-und Nachteile meines Plans dachte ich nicht nach, als ich mein Kreuz nahm und es dem bloßen Oberkörper meines Freundes entgegenhielt.

Suko jammerte leise vor sich hin. Er mußte unerträgliche Schmerzen verspüren, sonst hätte ein Mann wie er nicht so reagiert. Unter der Brust, fast schon mit dem Bauchnabel abschließend, befand sich der größte Fleck.

Darauf legte ich mein Kreuz!

»Aahhhhh...!« Der Schrei zitterte durch das Zimmer. Er drang aus Sukos offenem Mund, gemeinsam mit Speichelspritzern, und wieder bäumte sich mein Freund auf.

Dann sackte er zusammen.

Ich hatte das Gefühl, als hätte es auf seiner Haut gezischt, als die beiden unterschiedlichen Kräfte aufeinandergetroffen waren. Hastig nahm ich den Talisman wieder zurück, schaute hin — und sah, daß

sich die Stelle verändert hatte. Die Haut zeigte diesen blauvioletten Farbton nicht mehr. Dafür hatte sie eine andere Farbe angenommen. Sie war jetzt rot und wirkte wie durch heißes Wasser verbrüht.

Zischend stieß Suko den Atem aus. Er schaute mich an. In den Pupillen lag ein anderer Glanz, die Hoffnung darin war nicht verschwunden.

»Und?« flüsterte ich.

»Weniger, John, es ist weniger geworden...« Er sah mein Lächeln und versuchte, es nachzuahmen. »Mach weiter, John, bitte.«

Ich nickte. »Okay, was hast du gespürt?«

Suko berichtete stockend. »Zuerst war es Wahnsinn. Ich... ich... dachte, ich würde umkommen. Danach spürte ich die Wärme. Sie... sie rann in meinen Körper, sie lief durch, sie...« Er bäumte sich wieder auf.

»Noch mal, er will es noch einmal. Ich spüre ihn. Er geht aufs Ganze, John!« schrie mein Freund. »Er will mich töten!« Suko geriet außer Kontrolle. Er mußte in diesen Augenblicken Schreckliches erleiden. Seine Augen quollen aus den Höhlen, Speichel rann über seine Unterlippe. Er bewegte sich unkontrolliert in seinem Sessel und auch so heftig, daß er mit dem Möbelstück fast gekippt wäre. Der unbekannte und unsichtbare Gegner schien gespürt zu haben, daß ihm Suko aus der Kontrolle entglitt, deshalb griff er zum allerletzten Mittel. Er setzte all seine Kräfte ein, um Suko zu töten. Die geballte Macht des Voodoo, irgendwo in der Ferne entstanden und allein auf das Opfer konzentriert, um es zu vernichten.

Das spürte Suko besonders, ich ebenfalls. Mein Freund mußte sich vorkommen, wie jemand, der durch elektrische Stromstöße gefoltert wurde. Ich konnte nicht anders handeln, ich mußte der geballten Kraft des mächtigen Voodoo die meines Kreuzes entgegensetzen.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!« Im gleichen Augenblick und während ich die Formel rief, preßte ich das

geweihte Silberkreuz auf Sukos Körper...

Zwei Kräfte tobten jetzt in ihm!

Auf der einen Seite dieses Licht, auf der anderen die einer unheilvollen, finsternen Magic.

Wer würde siegen?

Noch war nichts entschieden, aber mein Kreuz hatte durch die Aktivierung reagiert.

Ein greller Lichtkranz blendete Suko und mich. Er hüllte uns ein, machte uns fast blind. Ich hielt die Augen offen, schaute durch den Lichtkranz und glaubte, die verschwommenen Umrisse meines Partners zu sehen. Sekunden dehnten sich aus. Sie kamen mir vor wie Minuten, in denen sich alles entscheiden konnte.

Würde Suko überleben?

Die Voodoo-Kraft hatte ihn fast zerstört und wollte ihm gerade die Seele entreißen. Und jetzt?

Das Licht sackte zusammen, als wären hundert helle Lampen gleichzeitig ausgeschaltet worden. In meinen Augen schmerzte das grelle Licht noch nach. Ich zwinkerte, schaute dann zuerst auf das Kreuz und sah es matt glänzend auf Sukos Körper liegen. Auf einem Körper, der jetzt verdreht im Sessel lag und sich nicht rührte. Kein Zucken, kein Atmen, kein Vibrieren. Ein steifer Mensch lag vor mir. Mich durchfuhr ein heißer Schreck. Das Blut wurde mir in den Kopf getrieben, der eine dunkelrote Farbe bekam. »Suko!« hauchte ich.

»Verdammt, du kannst, nein... das kannst du nicht machen...!«

Während ich diese Worte fast flehend sprach, wanderten meine Blicke über den nackten Oberkörper meines Partners. Ich schaute mir die Haut genau an und stellte fest, daß die verdammt Flecken verschwunden waren, als wären sie ausradiert worden.

Doch für welchen Preis!

Da schlug Suko die Augen auf. Es war ein Flattern der Lider, ein

unsteter, ungläubiger Blick, als würde er mich zum erstenmal in seinem Leben sehen.

Ich sah ihm an, wie er nachdachte, und ich konnte nicht einmal lächeln.

»John?« fragte er.

»Wer sonst?«

»Wieso bin ich...?« Er sah erst jetzt, daß er kein Hemd mehr trug.

»Hast du mir das Hemd ausgezogen?«

»So ist es.«

»Weshalb?«

Ich reichte ihm den Rest des Wassers. »Du wirst Durst haben, Alter. Trink mal einen Schluck!«

Er nickte. Dankbar nahm er mir das Glas aus der Hand, so daß ich Zeit bekam, noch einmal tief durchzuatmen.

Es war tatsächlich geschafft. Die Kraft meines silbernen Kreuzes hatte Suko gerettet. Ich hatte es aktivieren müssen, sonst wäre Suko verloren gewesen. Allein diese Tatsache zeigte mir, wie mächtig der Gegner war, hinter dem wir herlaufen mußten.

Voodoo, Kontrolle über Menschen, Schmerzen, lebende Leichen, dieses Gemisch mußten wir aufwühlen, um dann an die Gestalt im Hintergrund heranzukommen. Mein Blick fiel auf Suko. Er trank langsam. Ich kannte meinen Freund lange genug, um zu wissen, daß er bei einem bestimmten Gesichtsausdruck über irgendein Problem nachdachte. Fit war er noch nicht. Nach wie vor schüttelte er sich, und auf seinem Körper lag auch eine Gänsehaut.

Er setzte das leere Glas ab und schielte zu mir hoch. »Das war verdammt knapp, nicht wahr?«

»Ja, sehr.«

Suko nickte. »Ich habe nachgedacht und bin zu dem Entschluß gekommen, daß es an einer gewissen Person gelegen haben muß, daß mir so etwas widerfuhr.«

Ich hatte ihn verstanden. »Du denkst an den Schwarzen, der dir den Tod versprochen hat.«

»Genau.«

»Dann müßte er dich magisch anvisiert haben.« Ich ließ mich in einen zweiten Sessel fallen. »Erinnerst du dich, was er noch getan hat?«

»Nein. Nichts hat er getan, mich nur gewarnt. Möglicherweise hat er mir ein Haar ausgezupft. Mehr brauchen diese Burschen ja nicht, um den Zauber wirksam werden zu lassen.«

»Mich wundert, Suko, daß sie so schnell zugeschlagen haben.«

»Wahrscheinlich drängt es sie. Die werden ja noch andere Dinge vorhaben, als uns aus der Welt zu schaffen. Aber sie müssen uns verschwinden lassen, weil wir sie stören könnten.«

Ich legte die Spitze meines ausgestreckten Zeigefingers gegen das Kinn.

»Wobei stören?«

»Dazu müßte man wissen, was sie vorhaben. Jedenfalls wären wir Personen, die ihnen dabei im Weg stehen.«

»London ist groß«, sinnierte ich. »Es ist eine gewaltige Stadt. Wer London beherrscht, hat Einfluß. Wir leben hier, wie manche Leute meinen, auf einem Pulverfaß. In London versammeln sich die Rassen der Welt. Viele werden nicht akzeptiert, hocken im East End, verslumen, sind auf der Suche nach einem Stückchen Glück. Das ist natürlich ein Nährboden für Leute wie Voodoo-Zauberer.«

Suko nickte. »Und wir haben es mit Schwarzen zu tun«, meinte er mit leiser Stimme.

»Denkst du weiter?«

»Sicher. Überleg mal. Afrika schlägt zurück - und wie! Das Land hat über lange Jahre die Herrschaft der Weißen ertragen müssen. So etwas bleibt nicht nur hängen, das frißt sich in die Seelen der nachfolgenden Generationen. Der Haß wird weitergegeben und

steigert sich sogar noch. Zwar leben die Menschen hier in einer anderen Welt, ich will nicht von Zivilisation sprechen, aber sie haben längst nicht vergessen, was ihnen die andere Welt, aus der sie gekommen sind, alles geboten hat. Das war Tradition, das war Magie, über die Weiße nur gelacht haben. Sie hätten sie ernst nehmen sollen, ebenso wie die Menschen. Auch ich gehe davon aus, daß die Zombies London beherrschen wollen, und sie haben sich eine Stelle ausgesucht, die zwar fest im Sattel sitzt, aber dennoch wackelt, wenn man mit einer genügenden Brutalität vorgeht. Wir können nicht einfach hingehen und Costellos Mafioso töten, die Zombies denken da anders. Die lassen sich durch nichts aus dem Konzept bringen. Was wäre denn wohl gewesen, wenn du mit der Peitsche nicht eingegriffen hättest?«

»Dann wäre der Killer trotz der Kugeln im Leib verschwunden.«

»Richtig, und Costello hätte mehr als dumm aus der Wäsche geschaut. Suko, an was kannst du dich erinnern?«

»Wie meinst du?«

»Was hast du gefühlt, bevor dich diese verdammte Attacke erwischte?«

Mein Freund winkte ab. »Mir war schlecht. Schon bei dir merkte ich, daß etwas nicht stimmte, schob es allerdings auf eine gewisse Müdigkeit. An einen Voodoo-Zauber habe ich dabei nicht gedacht, da will ich ehrlich sein. Es wurde immer schlimmer. Im nachhinein gleicht es einem Wunder, daß ich noch telefonieren konnte. Es war im letzten Augenblick. Anschließend bekam ich den berühmten Filmriß. Ich kam erst wieder richtig zu mir, als du mit dem Kreuz angegriffen hast.«

»Das weiß ich.«

»Stellt sich die Frage, was wir unternehmen und ob wir überhaupt etwas unternehmen können?«

Ich zog den Mund schief. »Gut gebrüllt, Löwe. Ich weiß es leider

auch nicht.«

»Wo können wir anfangen zu suchen? Wer steckt dahinter? Vielleicht Afrika«, sagte Suko und stand auf. Er ging mit vorsichtig gesetzten Schritten, als wollte er das Laufen noch üben. »Hatten wir das vor kurzem nicht schon einmal? Erinnere dich, als Jane Collins in die Fänge des Macumba-Zaubers geriet. Ich denke da an die alte Fabrik und diesen Virgil.«[\[3\]](#)

»Ja, stimmt.« Heftig nickte ich. »Du hast recht, Suko. Darauf könnte es hinauslaufen.«

»Meine ich auch.«

»Macumba...« Ich flüsterte das Wort und betonte jede Silbe. »Das ist verdammt gefährlich. Macumba ist eine Institution, Macumba ist das Grauen schlechthin...«

»Und auch Voodoo...«

»Natürlich. Frage: Steckt dieser Virgil dahinter?«

»Das glaube ich nicht. Er war einfach zu schwach oder kam mir zu schwach vor, um diesen Zauber durchzuführen.«

»Werdann?«

»Das müssen wir herausfinden.« Ich räusperte mich. »Eigentlich sehe ich da nur eine Möglichkeit. Über Logan Costello.«

»Der wird sich bedanken.«

»Rechnest du nicht damit, daß er mit uns zusammenarbeitet?«

»Dann müßte es ihm schon verdammt dreckig gehen.« Suko hob die Schultern. »Nichts ist unmöglich. Andererseits denke ich daran, daß auch wir unsere Leute einsetzen sollten.«

»Denkst du an Spitzel?«

»Ja. Wir haben einige >Under cover Agents< in den Slums der Last End hocken.«

»Das ist eine Möglichkeit.«

»Und die andere?«

Ich nahm auf der Sessellehne Platz. »Wir selbst könnten uns in dem

Viertel umschauen.«

»Auch nicht schlecht. Wann?«

»In dieser Nacht nicht mehr.« Ich deutete auf die Couch. »Soll ich hier schlafen, dann können wir uns, wenn es nötig sein wird, gegenseitig helfen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, das schaffe ich schon. Zudem rechne ich nicht mit einer zweiten Attacke. Sollte ich etwas merken, rufe ich dich an.«

Beruhigt war ich zwar nicht, sah jedoch ein, daß ich kein kleines Kind vor mir hatte. »Okay, dann gute Nacht.«

»Ja, bis später.«

Ich ging wieder zurück in mein Apartment. Die Vorgänge in Sukos Wohnung hatten auch mich mißtrauisch werden lassen. Ich schaute mich in meinen Räumen um, konnte aber nichts entdecken, was mich mißtrauisch gemacht hätte.

Mich hatten die Gegner in Ruhe gelassen, wenigstens in dieser Nacht. Mit Sicherheit würde sich das ändern.

Als ich mich von der Bettkante hernach hinten fallen ließ und den Kopf in das Kissen drückte, starrte ich wieder gegen die Decke. Der neue Tag war längst angebrochen. Ich ging davon aus, daß uns der Wind stark ins Gesicht blasen würde. Um dem zu widerstehen, mußte ich ausgeruht sein. Aber Schlaf zu finden, war verflixt schwer. Erst viel später überkam mich eine gewisse Ruhe, die in einem kurzen Tiefschlaf endete.

Von Zombies oder Macumba träumte ich dabei glücklicherweise nicht.

Sie hatten den Ort gewechselt und hockten in einem Raum zusammen, in dem ein Tisch stand, vor dem mehrere Stühle ihren Platz gefunden hatten und das Licht nur auf eine bestimmte Stelle fiel. Es drang aus dem Nebenraum durch eine offenstehende Tür und

beleuchtete die Person, die auf einem Sitzkissen hockte. Dieses lag auf einem Stuhl, so konnte auch die Gestalt, die sich mit Macumba identifizierte, über die Tischplatte hinwegsehen und ihre drei Diener sehen. Es waren die farbig gekleideten Schwarzen. Sie hockten im Halbdämmer um den Tisch, starrten nicht ihren Herrn und Meister an, sondern die kleine Puppe, die der Beinlose aus der Masse geformt hatte. Das Material hatte sich mittlerweile so weit erhärtet, daß es mit Holz zu vergleichen war. Nichts anderes wollten die Macumba-Diener. Nur so würde es ihnen gelingen, ihre finsternen Pläne in die Tat umzusetzen. Der Schwarze in seiner roten Kleidung hatte Suko, dem Chinesen, den Tod »versprochen«. Daran würde er sich auch halten. Der Mann sollte durch Hilfe des Voodoo-Zaubers sterben.

Es war alles vorbereitet, in der Puppe steckte das Haar des Chinesen, das der Schwarze ihm ausgezupft hatte. Jetzt schaute er über den Tisch hinweg auf Macumba.

Der Beinlose winkte ihm zu. Sein Gesicht bewegte sich dabei. Auch die dicken Wangen zitterten. Es sah so aus, als wäre ein Klumpen in Schwingungen versetzt worden.

Sein Diener schob ihm die Puppe über den Tisch zu. Die dicken Finger griffen danach. Es sah so aus, als wollten sie die Voodoo-Puppen zerquetschen, als sich der Handteller auf sie legte, doch Macumba streichelte sie nur. Er sprach beschwörende Worte in einer Sprache, die nur wenige Menschen kannten. Sie gehörte zu den Geheimnissen der Eingeweihten und war vor uralter Zeit entstanden. Die drei Diener hörten gespannt zu. Dabei beobachteten sie ihren Herrn und Meister, der nicht nur sprach, auch etwas unternahm. Er holte eine kleine Nadel hervor.

Sie war ziemlich dünn, grauschwarz und schimmerte bläulich. Diese Nadel drehte Macumba zwischen seinen dicken Fingerspitzen und zielte damit auf den Puppenkörper.

Dabei redete er ununterbrochen weiter. Die Worte wurden schneller gesprochen, sie hatten einen anderen Rhythmus bekommen, ähnlich dem, den die Zombies auf ihren Trommeln geschlagen hatten. Hart, hektisch - und erfolgreich, denn Macumba hob die rechte Hand und ließ die Nadel genau über der Brust der Puppe zur Ruhe kommen. Sein dickes Gesicht, an einigen Stellen grau wie Asche, nahm einen gespannten Ausdruck an. Die wulstigen Lippen zuckten. Zwischen der wulstigen Nase und der Oberlippe glänzte ein Schweißfilm. Seine drei Diener starrten ihn gespannt an. Sie standen unter einem starken Druck. Die Hände hatten sich zu Fäusten geballt, besonders der Mann in der roten Kleidung beugte sich gespannt vor, denn er war es gewesen, der alles in die Wege geleitet hatte.

Dann stieß Macumba zu! Er jagte die Nadel der Puppe in die Brust. An der Stelle, wo die Nadel Kontakt bekommen hatte, glühte der Körper plötzlich kurz auf.

Beinahe liebevoll zog der Beinlose die Nadel wieder heraus. Er gab dabei schmatzende Laute von sich. Kleine Speichelbläschen standen wie gemalt auf seinen Lippen. Sein Lächeln wirkte triumphierend. Das kurze Aufflackern hatte ihnen bewiesen, daß die Magie hergestellt worden war. Es gab eine Verbindung zwischen der Puppe und dem Mann, den sie darstellen sollte.

Noch einmal stieß er die Nadel in den Körper. Wieder funkte es auf, beim dritten und vierten Mal ebenfalls.

Und die Puppe blieb nicht ruhig liegen. Als Nacumba die Nadel wieder hervorgezogen hatte, geschah etwas Eigenartiges. Plötzlich bewegte sie sich. Sie warf sich auf die rechte Seite, danach auf den Rücken, dann wieder nach links.

Der Mund zeigte plötzlich eine Öffnung. Es wäre nicht verwunderlich gewesen, hätte sie plötzlich aufgestöhnt, aber sie blieb still, nur drehte sie sich wieder auf der Stelle und wuchtete sich dabei auf den Bauch. Macumba faßte sie vorsichtig an, als er sie

auf den Rücken drehte. Er behandelte sie wie ein zerbrechliches Pergament. In seinen Augen stand ein kaltes Leuchten, der Schweiß hatte sich nicht nur gesammelt, sondern seinen Weg nach unten gefunden. Er rann in schmalen Bächen über das dicke Gesicht. Ebenfalls ein Zeichen dafür, wie erregt Macumba war.

»Der letzte!« stieß er hervor. »Der letzte Stoß wird ihn töten. Er wird verbrennen vor Schmerzen, er wird schreien, er wird zucken, er wird weinen. Der Kontakt ist so stark geworden, daß sein Herz aufhört zu schlagen.«

Die drei Diener richteten sich auf. Sie konnten einfach nicht mehr auf den Stühlen hocken, sie mußten sehen, was geschah. Und Macumba visierte das Herz an.

Im gleichen Augenblick strahlte die Puppe auf. Es war ein fahles Leuchten, das in die Höhe schnellte und auch das Gesicht des Beinlosen erfaßt hatte. Es glänzte wie ein matter Spiegel. Die auf der Haut liegenden Schweißperlen reflektierten das Licht noch, aber sie blendeten nicht.

Selbst Macumba schrie auf. Plötzlich stand die Puppe in Flammen. Es war kein normales Feuer, das rotgelb brannte, seine Farbe zeigte einen hellen, silbrigen Schein, der die gesamte Puppe erfaßt hatte und sie zerfallen ließ. Staub und Krümel lagen auf dem Tisch. Der kleine Kopf fiel ab, dabei zersprang er ebenso wie der gesamte Körper. Zurück blieb der dünne Rest auf der Tischplatte.

Macumbas Gesicht verzog sich. Das helle Feuer war nicht mehr vorhanden. Etwas zuckte über die Lippen des Beinlosen. Kein Grinsen oder Lächeln, es war die wilde Wut, die seine Lippen derart verzog. Er redete schreiend, hämmerte mit den Fäusten auf die Tischplatte und gab schrille Schreie von sich.

Seine Diener saßen unbewegt. Ihre Gesichter waren noch grauer geworden. Auch sie konnten nicht begreifen, was hier vorgefallen war. Sie hatten voll und ganz auf die Magie des Voodoo gesetzt,

waren sich sehr sicher gewesen und hatten nun mit ansehen müssen, daß alles falsch gewesen war, daß es Kräfte gab, die ihrer finsternen Magie widerstehen konnten, obwohl diese eine sehr lange Zeitspanne überlebt hatte.

Macumba hörte auf damit, auf den Tisch zu schlagen. Seine wulstigen Finger umklammerten die Kante. Der Reihe nach starrte er die anderen Schwarzen an.

»Weshalb?« keuchte er plötzlich. »Weshalb konnte ich ihn nicht töten? Wir sind stark, wir...«

Der Schwarze im roten Dreß antwortete. »Er muß einen Gegenzauber aufgebaut haben.«

»Das weiß ich auch. Welchen?«

Macumba bekam keine Antwort. Der Vorfall hatte nicht nur ihn geschockt.

Ihm und seinen Dienern wurde klar, daß sie es mit einer Gegenkraft zu tun hatten, die sogar dem Voodoo widerstehen konnte.

»Willst du es noch einmal versuchen?«

Der Beinlose schüttelte heftig seinen runden Kahlschädel. »Nein, das werde ich nicht. Zumindest jetzt nicht. Aber wir wissen, daß sie sehr stark sind. Sie besitzen etwas, das uns empfindlich stört. Wir machen an anderer Stelle weiter.«

»Wo denn?«

Macumba schüttelte den Kopf, weil er sich über die dumme Frage geärgert hatte. Er gab trotzdem eine Antwort.

»Costello. Logan Costello...« Er hatte den Namen in einem Tonfall ausgesprochen, als wäre der Mafioso bereits tot...

Früher einmal hatte man in Paris für die Gemüsehallen einen bestimmten Begriff geprägt. Der Bauch von Paris!

Die alten Hallen waren abgerissen und durch neue ersetzt worden, die es nie geschafft hatten, das Flair der Vergangenheit

zurückzuholen. Doch nicht allein Paris besitzt Markthallen, jede Großstadt der Welt will versorgt werden, da macht auch London keine Ausnahme. Obst-, Gemüse- und Fischhändler hatten sich in den riesigen Hallen ausgebreitet. Wer hier arbeitete, der brauchte oft mehr als ein Jahr, um sich zurechtzufinden. Alles war sehr unübersichtlich, glich einem Chaos, aber nur auf den ersten Blick. Beschäftigte man sich genauer mit der Materie, sah alles anders aus. Da stellte der Beobachter sehr schnell fest, daß dieses Chaos in die richtigen Bahnen gelenkt wurde. Der Markt erwachte in den frühen Morgenstunden. Mitternacht lag erst drei Stunden zurück, da trafen die ersten Transporter mit frischer Ware ein.

Fisch von der nahen Küste, Gemüse aus Frankreich oder den Niederlanden, Obst aus den südlichen Ländern, Blumen und frische Kräuter aus englischen oder französischen Gärten. Die Händler besaßen ihre Stammpätze an den Rampen. Die Tracks mit der frischen Ware rollten an.

Noch lag die Dunkelheit über London, doch die Umgebung der Markthallen war an bestimmten Stellen in taghelles Licht getaucht. Dafür sorgten starke Halogenlampen, die ihren blau weißen Schein gleich gewaltigen Inseln verteilten.

Wo gearbeitet wird, da wird auch verdient. Und wo verdient wird, gibt es immer wieder schräge Vögel, die, ohne groß zu arbeiten, abkassieren wollen.

Der Mafioso Logan Costello, der sich selbst als heimlicher Herrscher Londons bezeichnete, kassierte den Hauptteil seines Geldes aus schmutzigen Geschäften.

Er ging allerdings auch einer normalen Tätigkeit nach. Unter anderem war er im Handelsregister der Stadt als Großhändler für Obst und Gemüse eingetragen.

Waren, die er aus Italien importierte und an die zahlreichen italienischen Geschäftsleute in London verkaufte. Sie mußten bei ihm

kaufen, dazu noch zu überhöhten Preisen.

Wer es nicht tat, dem begegnete Costello zunächst mit einem sanften Druck, indem er Fußvolk schickte, das durch sein Benehmen Gäste aus dem Lokal vertrieb.

Reichte das nicht, griff die Mafia zu härteren Mitteln. Da brannte mal ein Lokal ab, und wenn das nicht half, verlor einer der Besitzer schon mal einen Finger.

Bis zum Mord kam es selten, irgendwann wurde jeder weich, und so kassierte Costello bei jeder noch so kleinen Pizzeria mit. Das war bekannt, aber niemand traute sich, gegen den großen Capo anzugehen und Anzeige gegen ihn zu erstatten.

Die Hallen, die Costello gemietet hatte, gehörten mit zu den größten auf dem Markt. Sie lagen auch verkehrsgünstig. Die Lastwagen mußten nicht erst durch schmale Ladenstraßen und Gassen kurven, um ihr Ziel zu erreichen.

Wer bei Costello arbeitete, war dazu vergattert worden, den Mund zu halten. Das galt eigentlich nur für die Männer in gehobener Position, von den Vorarbeitern aufwärts. Das Fußvolk dagegen wußte zumeist nicht, von wem es den Lohn bekam, und Gerüchte interessierten die Männer nicht, die froh waren, einen Job bekommen zu haben. Dieser Morgen im April lief eigentlich ab wie jeder. Schon sehr früh war in den Hallen der Betrieb angelaufen, noch bevor die ersten Trucks mit Ware eintrafen.

Die Vorarbeiter scheuchten die zumeist noch müden Hilfskräfte durch die Hallen. Da man an diesem Tag größere Mengen erwartete, mußte auch der nötige Platz geschaffen werden.

In den Hallen wurden Wege freigeräumt, Kisten zur Seite geschleppt, Platz geschaffen, wobei die schweren, beladenen Gabelstapler aussahen, als würden sie ein Rennen mit sich selbst veranstalten. Doch hinter allem steckte System, beobachtet von einem Mann in einer Glaskabine, die in luftiger Höhe befestigt war,

über allem schwebte, wobei sich der Mann nicht nur auf seine eigenen Augen verließ. Er vertraute auch den vier Monitoren, die das Bild wiedergaben, das sich unter ihm in der Halle bot.

Nach draußen schaute ebenfalls eine Kamera. Sie suchte eine der langen Rampen ab, glotzte aber mit ihrem starren Auge nicht in den Hof hinein.

Daß dieser Hof das Ziel eines Ford Transit war, konnte keiner der Männer in den Hallen wissen.

Der Wagen bewegte sich auch noch durch das Londoner East End, über Gleisanlagen hinweg und durch enge Straßen, die allesamt verlassen wirkten, weil die Bewohner dieser Häuser so lange wie möglich in den Betten lagen und schliefen.

Besetzt war das Fahrzeug mit sechs Personen. Auf der vordersten Sitzbank hockten zwei. Es waren die farbigen Diener des Beinlosen. Der Mann in der roten Kleidung fuhr, neben ihm hockte sein Kumpan, der einen grünen joggingähnlichen Anzug trug.

Auf der Ladefläche verteilten sich die Untoten. Die tumben Gestalten, die bei jeder Kurve herumgeschleudert wurden, sich weder sitzend noch kniend halten konnten, zumeist auf dem Boden lagen und dabei von einer Seite zu anderen rollten.

Ab und zu prallten sie zusammen wie heftig gestoßene Billardkugeln. Oftmals versuchten sie, sich aufzurichten.

Sie zogen sich an den Rückenlehnen der Vordersitze hoch, die hinteren waren aus dem Fahrzeug entfernt worden, gerieten in eine stehende Haltung und kippten in der nächsten Kurve wieder um. An die Aufprallgeräusche hatten sich die beiden Farbigen gewöhnt. Sie konnten sich zwischen den lebenden Leichen auch sicher fühlen, denn keine dieser Gestalten würde sie angreifen. Dafür hatte Macumba gesorgt, denn die Zombies standen allein unter seiner Kontrolle. Die Fahrer standen ebenso voll und ganz unter Macumbas Kontrolle. Sie waren seine unmittelbaren Helfer, seine Diener, und

er hatte ihnen sogar die Existenz genommen. Ihre Namen waren durch Zahlen ersetzt worden. Der Mann in der roten Kleidung war die Nummer eins, der grüne die Nummer zwei, der blaue die Nummer drei.

Was früher einmal gewesen war, das hatten sie längst vergessen. Es gab für sie nur noch die Zahlen. Und sie hörten auch darauf, wenn sie angesprochen wurden. Sie selbst kannten sich ebenfalls nur unter diesem einen Begriff.

Die Markthallen waren bereits in Sicht gekommen. Eine genaue Unterscheidung der Gebäude konnten sie nicht wahrnehmen, aber dort, wo die Helligkeit glockenförmig über einem Gebiet lag, mußte sich ihr Ziel befinden. Ein Truck überholte sie. Er war hinter ihnen aus einer Seitenstraße gekommen und tauchte wie ein Gebirge aus Metall, Reifen und Glas hinter ihnen auf.

Der röhrende Klang zweier Signalhörner ließ die Luft erzittern, als sich der große Lastwagen rechts vorbeischoob und mit dem Außenspiegel fast an der Mauer entlangkratzte.

Der Fahrer schaute aus seinem erhöhten Sitz in den Transit. Er konnte nicht durch die hinteren Scheiben blicken, weil sie dunkel gestrichen worden waren, aber er sah in die Gesichter der beiden Schwarzen und schüttelte den Kopf.

Dann war er vorbei.

Der mächtige Truck mit dem Aluminiumaufbau stieß dem Transit noch eine Abgaswolke zum Abschied entgegen, die mächtigen Reifen drehten sich so schnell, als wollten sie den Untergrund der Straße aufreißen, wobei die Rücklichter wie Sterne glänzten.

»Jetzt kann er lachen«, sagte Nummer zwei und verzog böse sein Gesicht. »Später wird er weinen.«

»Können Tote weinen?« fragte Nummer eins zurück.

»Wahrscheinlich nicht.«

»Dann lassen wir ihn auch nicht erst dazu kommen.«

Sie brauchten nur dem Truck zu folgen, der sie geradewegs in das Gebiet der Markthallen führte und auch dorthin, wo Logan Costellos große Gebäude lagen.

Sie gehörten wirklich zu den höchsten, und vor den Rampen war genügend Platz, um mehrere Trucks aufnehmen zu können, die sehr schnell entladen wurden.

Bis an die Rampe rollte der Transit nicht heran, er bog vorher ab, fuhr parallel zu ihr weiter, weil er ein bestimmtes Ziel erreichen wollte. Dabei konnte der Fahrer die Umgebung der Laternen nicht vermeiden. Obwohl er umherkurvte, geriet er manchmal in das helle Restlicht der Halogeninseln. Da der Betrieb allmählich anlief, kümmerte sich niemand um den Wagen. Wer wußte auch schon, was in welchem Fahrzeug angeliefert wurde.

Die nächsten Stunden würden für die zahlreichen Helfer hektisch werden. Da arbeitete man unter Hochdruck.

Der Transit rollte weiter bis zu einem Platz, wo mal eine Halle gestanden hatte.

Vor einem Jahr war sie aus irgendwelchen Gründen bis auf die Grundmauern abgebrannt. Jetzt schob sich nur mehr ein Gerippe aus Stahlträgern in den noch dunklen Himmel.

Neben einem Schutthaufen stoppte die Nummer eins. Der Motor verstummte, der Zündschlüssel wurde abgezogen und verschwand in der Hosentasche des Schwarzen, bevor dieser den Kopf zur Seite drehte und Nummer zwei anblickte. »Sollen wir noch warten?«

Der Mann nickte. »Ich wäre dafür. Macumba hat gesagt, daß wir erst zuschlagen sollen, wenn der größte Betrieb begonnen hat.«

»Gut. Wie lange?«

»Eine Viertelstunde.«

Die Männer blieben im Wagen. Ebenso wie die vier Zombies auf der Ladefläche.

Ruhig verhielten sie sich nicht. Sie bewegten sich über den Boden,

gaben dumpfe Laute von sich, wenn sie mit ihren Handballen oder Knien gegen die Unterlage stießen, fielen hin, standen wieder auf, knieten oder setzten sich.

Nummer eins drehte sich um. Er konnte über die Rückenlehne hinwegsehen und blickte in die bleichen Gesichter der Untoten. Da war kein Leben in ihnen, sie wirkten, wie aus Wachs modelliert, das im nachhinein noch einmal angestrichen worden war.

Widerliche Gestalten, die das Grauen brachten und normale Menschen in die Flucht trieben.

Anders bei den Schwarzen. Sie hatten sich nicht nur an den Anblick der Untoten gewöhnt, sie wußten auch, daß ohne die nichts laufen würde in diesem makabren Spiel. Ihr großer Gegner Logan Costello war durch die vorangegangenen Ereignisse gewarnt worden. Er würde alles dransetzen, um einen Angriff erfolgreich abzuwehren, so rechneten die Farbigen auch damit, daß stärkere Sicherheitsmaßnahmen getroffen worden waren. Bisher jedoch hatten sie nichts davon erkennen können. Sie sahen auch nicht den schwarzen Volvo, der sich knapp eine Minute nach ihnen auf das Gelände schob und die Rampe ansteuerte. Dort hielt er an. Fünf Männer verließen den Wagen. Sie waren normal gekleidet, doch unter ihren Achselhöhlen gab es verdächtige Ausbeulungen. Offiziell fungierten sie als Kontrollleure, doch Insider wußten, daß sie zur Killertruppe des Logan Costello gehörten.

Wo sie erschienen, gab es Blut, Tränen, da herrschte der Tod. Die Männer versuchten, sich möglichst unauffällig zu benehmen. Nur der Mann in der Kontrollkanzel entdeckte sie für einen Moment auf dem Monitor und bekam feuchte Handflächen.

Man hatte ihn nicht eingeweiht. Da dies so war, konnte er davon ausgehen, daß die vier Henker noch keinen direkten Auftrag bekommen hatten, der in der Halle durchgeführt werden sollte. Mittlerweile sah Nummer eins auf seine Uhr. Bis auf eine Minute

war die Zeit verstrichen.

Er nickte seinem Kumpan zu. »Gehen wir und setzen wir unser Zeichen!«

Nummer zwei nickte. »Macumba soll leben!« flüsterte er.

»Ja, wir werden siegen!«

Sie stiegen aus. Die Luft war noch kalt. Vor ihren Lippen stand der Atem als Nebelwolke.

Sie trafen sich an der Hecktür der Ladefläche. Nummer zwei holte einen Schlüssel hervor, entriegelte das Schloß und konnte die Schiebetür aufziehen.

Sie rollte heftig zurück. Die Zombies hatten trotz allem mitbekommen, daß sie nicht mehr länger zu warten brauchten, deshalb hielten sie sich bereits an der Tür auf.

Zwei von ihnen knieten, die anderen beiden standen hinter ihnen. Sie waren mit Lumpen bekleidet. Graue Fetzen, die an ihren Körpern zu kleben schienen.

Die beiden vorderen wurden aus dem Wagen gestoßen. Sie klatschten vor die Füße der Farbigen, ohne sich Schmerzen zu holen. So etwas verspürten sie nicht.

Die anderen folgten. Es waren Weiße und Schwarze gemischt, im Verhältnis ein zu eins.

Schwerfällig stemmten sie sich auf die Beine. Mit einer Hand hielten sie sich dabei an der Ladekante fest, mit der anderen versuchten sie tastend einen zweiten Halt zu finden.

Nummer eins knallte die Tür zu und schloß auch wieder ab. Nummer zwei indessen kümmerte sich um die Untoten. Was kaum jemand schaffte, machte er möglich. Ihm gelang es, mit diesen Wesen zu sprechen. Er redete zischend und in einer fremden Sprache auf sie ein. Es war die alte Sprache, die auch Macumba redete, wenn er sich mit den lebenden Leichen unterhielt. Sie standen unter seinem Zauber und waren durch ihn programmiert worden.

Der grüengekleidete Schwarze redete dabei mit Händen und Füßen. Er bewegte seine Arme mal kreisförmig, dann wies er über seine Schulter auf die Hallen hin und erklärte ihnen genau, wie sie sich zu verhalten hatten. In den Gesichtern der lebenden Leichen regte sich nichts. Unbewegt ließen sie die Anordnungen über sich ergehen. Kein Nicken zeigte an, daß sie auch begriffen hatten, was gemeint war. Die beiden Farbigen allerdings gingen davon aus.

Nummer eins behielt die nähere Umgebung im Auge. Nichts entging ihm, aber er war zufrieden. Verdächtige Dinge konnte er nicht entdecken. Vor der Halle war es noch ruhig, das heißt, es lief mittlerweile der normale Betrieb an.

Der große Truck wurde entladen, aus dem Hintergrund schoben sich abermals die hellen Glotzaugen anderer Scheinwerferpaare heran. Die frische Ware wurde gebracht.

»Sollen wir?« fragte Nummer zwei.

»Ich warte darauf.«

»Dann kommt!« wandte er sich zischelnd an die vier Untoten. »Handelt im Namen des großen Macumba und macht aus diesem Teil der Welt eine Hölle. Sät den Tod, sät das Grauen. Wir wollen herrschen!«

Die Zombies gehorchten. Wie stumme Diener schlossen sie sich den beiden Männern an...

Logan Costello hatte, weil er sich und sein Imperium in Gefahr wußte, entsprechende Vorbereitungen getroffen. Nicht allein, daß er sich indirekt an John Sinclair hatte wenden wollen, auch seine eigenen Leute, die Vertrauten, hatte er eingeweiht.

Je größer sich ein Imperium ausgeweitet hat, um so unüberschaubarer und auch verletzbarer wird es. Da konnte Castello noch so straff organisieren, Schwachstellen gab es immer, besonders für Gegner, die mit normalen Maßstäben nicht zu messen waren.

Für ihn arbeiteten zwar eine Menge Leute, überall aber konnte er sie auch nicht hinschicken. So hatte er sie zwangsläufig aufteilen müssen und sie dorthin geschickt, wo seiner Meinung nach die Schwachstellen besonders intensiv waren.

Dazu zählten auch seine Markthallen. Allein von der Lage her waren sie kaum zu kontrollieren. Wenn, dann mit einer Hundertschaft von Mafiosi. Das aber überstieg selbst Costellos Grenzen, also mußte er Männer nehmen, auf die er sich verlassen konnte, die gleichzeitig abgebrüht und aufmerksam waren.

Costello selbst konnte für sein Handeln keinen genauen Grund angeben. Er ließ sich von seinem »Feeling« leiten. Das wiederum sagte ihm, daß zu den großen Schwachstellen in seinem Imperium eben die Markthallen gehörten. Dorhin hatte er vier seiner besten Männer geschickt, die das Gebiet überwachen sollten.

Anführer des Quartetts war ein Mann namens Marco Tendine, der unter anderem auch den Spitznamen »Stutzer« trug. Auf den ersten Blick wirkte er wie ein überarroganter Beau, ein Schönling, der die Welt nur mit seinen Augen betrachtete und dabei die Mundwinkel herabgezogen hatte, als würde ihn alles anwidern.

Er sah stets aus, wie aus dem Ei gepellt, trug nur die neueste Mode und auch an diesem kühlen Morgen einen elegant wirkenden Zweireiher, dazu ein gestreiftes Hemd und eine etwas vom Farbton unterdrückte blasse Krawatte, die als Muster kleine Golfspieler aufwies. Er war ziemlich hager, auch hochgewachsen und besaß ein Gesicht, in dem die scharfe Nase besonders auffiel. Über ihr wölbten sich die dunklen Augenbrauen wie zwei Halbmonde.

In diese Arbeitswelt paßte er wie der Hecht in einen Krokodilteich, doch das störte ihn nicht. Er kam nicht zum erstenmal, man kannte und fürchtete ihn hier.

Seine drei Kumpane fielen auf. Auch wegen ihrer Kleidung, die längst nicht den eleganten Touch aufwies. Die dunkelhaarigen

Männer trugen Jacketts nur, damit man ihre schweren Waffen nicht sah, die in den Schulterholstern steckten.

Sie hatten den Volvo verlassen und sich so hingestellt, daß sie kaum entdeckt werden konnten. Zur Rampe hin wuchs die Ladefläche eines Trucks hoch, dessen Fahrer am Führerhaus lehnte, Kaffee trank und eine Zigarette rauchte.

Er hatte die Männer nicht einmal entdeckt, die sich trotz des Lärms flüsternd unterhielten.

Marco Tendine gab seine letzten Instruktionen. Schon im Wagen hatte er sie den Männern eingehämmert, jetzt gab er sie noch einmal bekannt und ließ sie auch wiederholen.

Sehr genau hörte er zu, nickte zufrieden und wurde nur sauer, als einer der Typen eine kurzläufige MPi unter dem weit geschnittenen Jackett hervorholte.

Der Mann röchelte auf. Er hatte nur einen Schatten gesehen, der dicht vor seinem Gesicht erschien. Im nächsten Augenblick umklammerten vier Finger und ein Daumen seinen Hals so hart, daß er keine Luft mehr bekam. Hören konnte er noch. So vernahm er die wütend gezischten Worte des Mannes, der ihm erklärte, daß er die Waffe verschwinden lassen sollte.

»Und zwar plötzlich! Ich will hier kein Aufsehen.« Marco ließ den Mann los, der nach Luft rang, dabei nickte und dem Befehl so rasch wie möglich nachkam. »Wir haben alles beredet, der Betrieb muß einfach weitergehen, niemand soll Verdacht schöpfen. Wenn Fremde die MPi sehen, kann es zu einer Panik kommen.«

»Si, Marco!«

Tendine warf einen Blick auf die Uhr. »Bene«, sagte er. »Wir schauen uns einmal um.«

»Bleiben wir nur draußen?« fragte ein vierschrötiger Muskelprotz.

»Vorerst ja.« Tendine blickte sich um. »In Zweiergruppen, wie besprochen. Du bleibst bei mir, Alberto.«

Der Vierschrötige nickte. »Treffpunkt in zehn Minuten hier, falls nichts passiert.«

Die Männer hatten begriffen und trennten sich. Kein Kaut war zu hören, als sie auseinandergingen. Auch der kaffetrinkende Trucker hatte davon nichts mitbekommen.

Der Hof war ziemlich groß. An einer Seite standen die Hallen mit den langen Rampen. Gegenüber befand sich keine Halle mehr, in der noch gearbeitet wurde. Costellos Besitz bildete die Grenze des Großmarkts. Dafür sahen Marco und Alberto das verbrannte Stahlgerüst, das sich vor ihnen in die Höhe schob.

Sie hatten sich entschlossen, genau diese Richtung einzuschlagen. Wenn sich irgendwelche Feinde in der Nähe aufhielten, dann gaben ihnen die Reste der Halle eine entsprechende Deckung. Auf ihren Gummisohlen schafften sie es, sich lautlos zu bewegen. Sie schauten in jede Richtung, vermieden auch den unmittelbaren Lichtschein der Peitschenleuchten und hörten den Lärm in den allmählich erwachenden und vorn offenen Markthallen. Wind wehte in ihre Gesichter. Er brachte nur die Kühle eines Aprilmorgens mit, auch den Geruch von Obst, Gemüse und Fisch. Es war eine Zusammensetzung von Düften, die fast immer über dem Gebiet der Markthallen schwebte.

Auch die ersten Kneipen und Stehrestaurants hatten geöffnet. Wo gearbeitet wird, muß auch gegessen werden. Manche Wirte machten hier das Geschäft ihres Lebens. Gegen Mittag schlossen sie ihre Lokale wieder.

Einmal blieb Marco stehen. Unruhig bewegte er seine schlanken Hände mit den manikürten Nägeln. »Es gefällt mir nicht«, flüsterte er, »es gefällt mir überhaupt nicht...«

»Was gefällt dir nicht?«

»Spürst du es nicht?«

»Nein.«

»Geh weiter, aber gib acht.«

Sie hatten sich der niedergebrannten Halle schon sehr dicht genähert. Das Gerüst war fast zum Greifen nahe vor ihnen. Auch die Schuttberge konnten sie erkennen.

Alberto entdeckte den Wagen zuerst. »Da parkt jemand!« meldete er, wollte vorlaufen, aber Tendine hielt ihn zurück.

»Nicht so hastig. Jetzt kannst du deine MPi ziehen.«

Alfredo holte sie hervor. Mit der Waffe im Anschlag und an Marcos rechter Seite, näherten sie sich dem Ziel. Sie hatten beide das Gefühl, als läge die Halle mit der Rampe bereits meilenweit zurück. Auch das Restlicht der Leuchten erreichte sie hier nicht.

Neben dem Wagen blieben sie stehen. In den Laderaum konnten sie nicht hineinschauen, weil die Scheiben mit dunkler Farbe überpinselt worden waren.

Das wiederum erschien Marco verdächtig. Er sah in das Führerhaus, entdeckte dort nichts, was wichtig gewesen wäre, und wandte sich wieder an Alberto, der die unmittelbare Umgebung abgesucht hatte und unverrichteter Dinge wieder zurückkam.

»Nichts gesehen, Marco!«

»Ich auch nicht.«

»Was ist mit dem Wagen?«

Tendine verbiß sich eine Antwort. Er umrundete das Fahrzeug noch einmal, mußte jedoch zugeben, daß er wieder nichts Verdächtiges entdecken konnte.

»Pech«, sagte Alberto.

»Das glaube ich nicht.« Marco Tendine griff in die Tasche und holte ein flaches, leistungstarkes Gerät hervor. Er handelte ebenfalls auf einen Befehl hin, und den hatte er von Logan Costello persönlich bekommen. Sollte ihm irgend etwas auffallen, hatte er den Auftrag, sich sofort mit Costello in Verbindung zu setzen, was er auch jetzt tat.

»Ich bin es, Marco!«

»Und?« quäkte die Stimme aus dem Hörer.

»Es riecht nach Ärger, Capo mio.«

»Berichte.«

Tendine erzählte, was ihnen aufgefallen war. Er fügte auch hinzu, daß sich die Feinde bestimmt innerhalb der Hallen befanden und von ihnen nur noch nicht entdeckt worden waren.

»Aber sicher bist du nicht?«

»Nein!«

Costello überragte. Die Entscheidung lag jetzt allein bei ihm. Er hockte im Arbeitszimmer eines seiner Häuser und starrte auf ein Bild an der Wand, das die Landschaft Siziliens in blassen Pastelltönen wiedergab. Der Wagen konnte harmlos sein, brauchte es aber nicht. Costello wußte genau, daß seine Feinde zu jedem Trick greifen würden. So entschied er sich dafür, den Wagen als nicht harmlos anzusehen. Diese Entscheidung teilte er Marco Tendine mit.

»Was sollen wir tun, Capo mio?«

»Versucht, sie niederzumachen, wenn ihr sie entdeckt, aber nur, wenn eine Chance besteht. Ich habe dich eingeweiht, du weißt, mit welchen Gegnern wir es zu tun haben.«

»Si!«

»Seid vorsichtig, ich werde den zweiten Teil meines Planes anläuten.«

Er lachte plötzlich. »Ich werde eben dafür sorgen, daß ein anderer für mich die Kastanien aus dem Feuer holt.«

»Wie soll ich das verstehen, Capo mio?«

»Sollten ein Chinese und ein blonder, hochgewachsener Mann auf dem Gelände erscheinen, so behandelt sie nicht wie eure Feinde, auch wenn sie bewaffnet sind und den Tod hundertmal verdient hätten. Diese beiden könnten uns helfen.«

»Das ist Sinclair und dieser Suko, nicht?«

»Si.« Der Mafioso knirschte die Antwort hervor.

»Aber Wundermänner sind sie auch nicht?«

»Nein, Marco. Nur besitzen sie die Waffen, um Zombies stoppen zu können. Möge uns der Himmel gnädig sein, wenn es uns nicht gelingt. Bei euch wird sich meine und deine Zukunft entscheiden, denk immer daran, Marco.« Mit diesem kernigen Satz war das Gespräch beendet. Auch Marco Tendine steckte das Gerät wieder weg. Sein Gesicht hatte einen sehr nachdenklichen Ausdruck angenommen. Er wußte, wie Sinclair zu Logan Costello stand. Es wäre gar nicht mal schlimm, wenn dem Bullen und seinem Kollegen etwas passieren würde.

»Woran denkst du, Marco?«

»An den Tod, Alberto, an den Tod...«

Es gibt Tage oder Nächte, da hat man einfach Pech. So erging es mir, denn zu einem tiefen Schlaf war ich zwar gekommen, der allerdings wurde schon sehr bald durch das Geräusch einer Säge unterbrochen. Jedenfalls ging ich zunächst davon aus, daß es sich um eine Säge handelte, die jemand über einen Eisenbalken zog, bis mir bewußt wurde, daß sich das Telefon neben dem Bett meldete.

Ich dachte sofort an meinen Freund Suko, und der Gedanke daran machte mich hellwach.

»Ja, was ist...?« Ich hielt den Hörer noch nicht richtig in der Hand, als ich den Satz bereits sprach.

»Einiges ist los, Sinclair!«

Da ich sehr auf Suko fixiert gewesen war, dauerte es einen Moment, bis mir bewußt wurde, wer mich in dieser frühen Stunde angerufen hatte.

»Costello?«

»Richtig, Sinclair.«

»Was verschafft mir denn das Vergnügen?«

Er lachte rauh. »Ich glaube kaum, daß es für Sie ein Vergnügen sein wird, obwohl Sie mir dankbar sein können, daß ich Sie angerufen habe.«

»Dankbar auch noch.«

»Ja, Sie interessieren sich doch für Zombies.«

»Manchmal.«

Meine Worte hatten ihn sauer gemacht. »Erzählen Sie mir nicht so einen Quatsch! Die Sache ist heiß, brandheiß.«

Seiner Stimme entnahm ich, daß er unter Druck stand. Obwohl ich gespannt war, klang meine Frage nahezu lässig. »Wo drückt denn der Zwickel, Costello?«

»Hören Sie mit den Scherzen auf, Sinclair, sonst wird es Ihnen schlecht ergehen.«

»Was ist los?«

»Zombies!«

»Wo?«

»Das weiß ich nicht genau, ich...«

»Hören Sie, Costello, ich habe keine Lust, für Sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen.«

»Das werden Sie wohl müssen, Sinclair. Zombies fallen in Ihr Gebiet, und ich habe den begründeten Verdacht, daß sie sich in London herumtreiben, und zwar an einem Platz, der Ihnen gar nicht gefallen wird, weil sich dort zahlreiche Menschen bewegen.«

»Am Piccadilly?«

»Nein, auf dem Großmarkt.«

Mit dieser Antwort hatte ich nicht gerechnet, deshalb schwieg ich und schluckte gleichzeitig. Ein rascher Blick auf die Uhr zeigte mir, daß in den Hallen bereits gearbeitet wurde. »Sagen Sie, Costello, hat das Voodoo-Syndikat seinen Standort gewechselt?«

»Bestimmt nicht, aber dort können Sie mich treffen. Mir gehören einige Hallen. Wenn die Untoten Terror verbreiten, kommen auch

Unschuldige ums Leben, das müßte Ihnen klar sein. Ich überlasse Ihnen die Entscheidung aber ich werde Ihnen den Weg zu meinen Hallen beschreiben. Notieren Sie, Sinclair.«

»Ich kenne London.«

Er redete knapp und präzise. Als er schwieg, wußte ich, wo ich die Hallen finden würde.

»Scheinen Tag noch, Sinclair«, sagte Costello und legte auf. Ich schmetterte den Hörer voller Wut auf den Apparat. Dieser verdamnte Costello hatte mich tatsächlich in eine Zwangslage gebracht. Und er hatte leider recht. Es war mein Job, mich um die Zombies zu kümmern. Wenn sie durch London streiften, ich davon wußte und nichts tat, würde ich keine ruhige Minute mehr bekommen. Allein aus Gewissensgründen, nichts dagegen unternommen zu haben.

Ich rief Suko an. Der meldete sich mit schlaftrunkener Stimme. Meine Frage weckte ihn sofort auf.

»Bist du bereit, Zombies zu jagen?«

»Jetzt?«

»Klar!«

»Aber immer doch!«

Noch immer zeigte der Himmel die dunkle Farbe der Nacht. Die Schatten waren sehr lang. Sie lagen wie graue Schleier über der Gegend und gaben auch denjenigen Deckung, die das normale Tageslicht fürchteten. Die Nacht ist mit den Tötern...

Und Töten wollten die vier lebenden Leichen, die sich im Schatten der Rampe voranbewegten.

Die Rampe war sehr lang. Auch wenn einige Trucks dort angehalten hatten und entladen wurden, lag ein Großteil der Fläche noch frei. Nummer eins und Nummer zwei erkletterten sie als erste. Die vier Zombies folgten. Das Heraufsteigen bereitete ihnen Mühe,

sie schoben sich förmlich auf die rauhe Fläche aus Fertigbeton. Die Umgebung war nicht mehr ruhig. Männerstimmen gaben laute Befehle und überschrien die polternden und quietschenden Geräusche der Gabelstabier, die mit ihren langen Zinken die Ladungen aus den Trucks holten. Die Fahrer der Stapler waren durch die Bank weg Könner. Zielsicher schoben sich die Zinken in die Lücken der Paletten, hoben diese hoch, wendeten und rollten in die Halle hinein, wo sie ihre Ladung abstellten.

Sie arbeiteten im künstlichen Licht. Aus der Dunkelheit waren sie gut zu beobachten.

Nur sie selbst schauten nicht zurück. Jede Sekunde war kostbar. Pausen gab es nicht, sie schufteten durch.

Die beiden Farbigen und die hinter ihnen stehenden Zombies hielten sich nahe der Hallenwand auf. Sie hatten sich sogar dagegen gedrückt und bekamen so eine hervorragende Deckung.

Dennoch gab es für sie ein gewisses Risiko. Die Farbigen gingen davon aus, nicht zu früh gesehen zu werden.

Sie wollten sich zunächst zurückhalten und irgendwie in die Halle eindringen. Bewegten sie sich durch den Lichtschein, fielen sie auf. Also suchten sie nach einer anderen Möglichkeit.

Die Schwarzen berieten kurz. Dann blieb Nummer zwei zurück, während sich sein Kumpan schleichend auf den Weg machte. Er drückte sich dicht an der Mauer entlang, denn er wußte auch, daß es an gewissen Stellen kleine Türen gab, durch die man in die Halle gelangen konnte. Jetzt brauchte er nur noch eine unverschlossene Tür zu finden. Er hatte Glück. Die Tür entdeckte er schon wenige Schritte später. Sie bestand aus Metall und fiel in der Finsternis kaum auf. Er suchte die Klinke, drückte sie und ärgerte sich, weil die Tür von innen verschlossen war. Dennoch vernahm er fremde Geräusche, wenn auch leise, aber sie waren vorhanden. Wenn ihn nicht alles täuschte, waren sie hinter der Tür aufgeklungen.

Er legte sein Ohr gegen das Metall, lauschte und stellte fest, daß sich dicht hinter der Tür jemand befand und sogar mit irgendeinem Gegenstand vor das Eisen stieß.

In Windeseile reifte ein Plan im Gehirn des Macumba-Dieners. Er ballte die Hand und schlug mit der Faust dreimal gegen das Metall. Die Schläge mußten einfach gehört werden.

Und sie wurden es.

»Wer ist da?«

»Mach schon auf, Bruder! Ich bin zu spät gekommen. Los, laß mich rein — schnell!«

»Das darf ich nicht.«

»Einmal nur.«

Der Mann hinter der Tür war unschlüssig. Sekunden vergingen. Nummer eins fühlte die Spannung, die ihn festhielt. Er hoffte, daß der »Kollege« in seinem Sinne handeln und Mitleid haben würde.

Die Hoffnung erfüllte sich.

Zunächst kratzte ein Schlüssel im Schloß. Nummer eins grinst kalt, als er einen halben Schritt zurücktrat, damit er auch den nötigen Anlauf bekam. Der Arbeiter zog die Tür nach innen auf. Zur Hälfte stand sie offen, als Nummer eins startete.

Er war schnell wie der Blitz.

Der Mann, der ihm geöffnet hatte, war ebenfalls dunkelhäutig. Vielleicht hatte ihn das Wort Bruder zu der Tat bewogen, die er nun bereuen mußte, denn Nummer eins kam über ihn wie eine Kampfmaschine. Seine Fäuste schlugen zu, er traf exakt, hörte das Klatschen, dann ein Röcheln und einen schweren Fall, als der Arbeiter zu Boden prallte, liegenblieb und sich nicht mehr rührte.

Das war erledigt.

Nummer eins huschte zurück und winkte zweimal. Sein Kumpan mußte das Zeichen sehen.

Schon in der Halle wartete der Rotgckleidete ab. Zuerst schob sich

Nummer zwei um die Ecke, starrte in das Gesicht des Mannes und sah dessen Nicken.

»Können wir?«

»Ja, beeilt euch.«

Auch die vier Untoten drängten sich durch die Öffnung. Es war fast bewundernswert, wie lautlos sie sich plötzlich bewegen konnten. Nummer zwei drückte die Tür zu und schloß sie auch ab. Sie befanden sich zwar in der Halle, aber nicht dort, wo der eigentliche Betrieb herrschte.

Dieser Teil lag höher und diente in gewisser Hinsicht als Lager. Nicht weit entfernt entdeckten die Schwarzen die Schatten zweier abgestellter Gabelstabier.

Vor ihnen, wo es hell war, wurde gearbeitet. Dort stapelten sich die Kisten und gewaltigen Kartons mit frischer Ware. Sie waren so aufgebaut worden, daß zwischen ihnen breite Straßen oder Gassen einherliefen, durch die auch die Stapler fuhren.

Am Ende der Halle existierte ein Büro. Man hatte es von dem direkten Arbeitsbereich abgeteilt. In diesem Glaskasten saßen ein Mann und eine Sekretärin, die Bestellungen auf Auftragszettel tippte. So weit konnten die Schwarzen nicht schauen. Unter der Decke zog sich das Gestänge hin, an dem die hellen Leuchten befestigt worden waren. Sie sahen auch noch etwas anderes.

Rechts und schräg oben befand sich ein Glaskasten. Er hing vornüber und sah so aus, als würde er jeden Augenblick nach unten fallen. Hinter der Scheibe bewegte sich eine Gestalt im grauen Kittel. Der Mann dort hatte nur die Aufgabe zu beobachten.

Nummer eins deutete hoch. »Es wäre gut, wenn wir die Zentrale besetzten!«

»Wer?«

»Du und zwei Zombies.«

Nummer zwei nickte. Plötzlich lächelte er widerlich und fies. »Ja,

das mache ich gern.« Er ging einige Schritte zur Seite und entdeckte auch einen Ausgang. Über eine Leiter kam man in die Kabine. Zwar lag sie im hellen Licht, aber niemand kümmerte sich so recht um den Aufpasser. Die Arbeiter hatten keine Zeit, sich großartig umzusehen. Sie waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

»Geh los, es ist günstig!« sagte Nummer eins.

Das ließ sich sein Kumpan nicht zweimal sagen. Er holte sich zwei Zombies, einen Farbigen und einen Weißen. Mit ihnen im Schlepptau, marschierte er los.

Zum Abschied sagte er noch: »Wenn wir oben sind, fangen wir an, alles zu zerstören...« Nummer eins nickte nur...

Fred Gallo hieß der Mann auf dem schwebenden Beobachtungsposten. Er war in London geboren, sein Vater aber stammte aus der Toscana, die Mutter war Schottin. Beide Eltern lebten jetzt in einem Heim, das ebenfalls von der Mafia mitfinanziert wurde.

Gallo wußte, für wen er arbeitete. Es machte ihm nichts aus. Die Arbeit gefiel ihm, er bekam pünktlich seinen Lohn, und durch die Firma hatte er auch für seine Frau und die beiden Kinder eine recht akzeptable Wohnung gefunden.

Er wußte auch, daß an diesem Tag besonders viel Arbeit anlag. Obwohl er mit den Leuten unter ihm in keinem Kontakt stand, spürte er dennoch etwas von der Hektik, die in Wellen zu ihm hochströmte und auch die Sichtscheibe durchdrang.

Die Arbeiter bewegten sich anders als sonst. Sie liefen aufgeregter, sie beeilten sich, einer schrie den anderen an, dazwischen die Vorarbeiter, die wirkten wie damals die Peitschenschläger auf den Galeeren. Heute wurde zwar nicht mehr gepeitscht, dafür waren die Methoden um so ausgeklügelter geworden, denn es zählte nur Leistung. Fred Gallo konnte ein Lied davon singen. Er hatte lange

genug dort

»unten« gearbeitet und hatte es dank seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit geschafft, sich im wahrsten Sinne des Wortes hochzuarbeiten.

Ein ruhiger Job war es keinesfalls. An hektischen Tagen passierte oft etwas. Es war schon vorgekommen, daß ganze Palettenstapel umkippten. Er mußte seine vier Monitore ständig im Auge behalten und war nicht einmal dazugekommen, den Kaffee zu trinken, den ihm seine Frau vor Arbeitsbeginn frisch aufgebrüht hatte. In der Kabine war es stickig. Die Strahlen einiger Lampen trafen das Glas, heizten es auch auf und gaben einen Teil der Wärme nach innen ab, so daß es dem armen Fred Gallo den Schweiß aus den Poren trieb. Jetzt herrschte Hochbetrieb. Hintereinanderr rollten die hochbeladenen Gabelstapler von der langen Rampefläche in die Halle hinein. Die Vorarbeiter standen an neuralgischen Punkten und wiesen mit bestimmten Armbewegungen die Fahrer an ihre angestammten Plätze. Durch ein Mikrophon war Fred Gallo mit den Männern in der Halle verbunden.

Eine rote Lampe leuchtete interwallweise auf, für Gallo ein Zeichen, daß ihn jemand sprechen wollte. Er ging an das Pult und schaltete das Mikro ein.

»Ja, was ist.«

»Banner hier.« Er war einer der Vorarbeiter. »Ich möchte gern wissen, wo Toto steckt?«

Toto, ein Farbiger, arbeitete dort, wo die Ersatzstapler ihre Plätze gefunden hatten.

»Keine Ahnung, ich habe ihn nicht gesehen.«

»Verdammt!« fluchte Banner. »Gerade jetzt, wo zwei Tracks außer der Reihe gekommen sind, brauchen wir alle Kräfte.«

»Tut mir leid...«

»Hast du ihn nicht auf deinem Monitor gesehen?«

»Nein, aber ich schaue mal nach.« Gallo verdrehte den Kopf, um auf den Bildschirm schießen zu können. Einige Sekunden verstrichen, dann konnte er die Meldung durchgeben. »Nichts, Banner, überhaupt nichts.«

»Shit! Wo treibt sich der Kerl denn herum? Wenn ich den erwische, schlage ich ihm den Kopf zwischen den Ohren ab, darauf kannst du dich verlassen. Tausende warten auf Arbeit, und ausgerechnet dieser faule Hund verdrückt sich einfach.«

Fred Gallo fühlte sich bemüht, den Kollegen zu unterstützen. »Hör mal, Banner, ich kenne ihn ziemlich lange. Es ist nicht Totos Art, so einfach zu verschwinden.«

»Ob das seine Art ist oder nicht. Tatsache bleibt, daß er verschwunden ist und wir die verfluchten Gabelstapler innerhalb von fünf Minuten brauchen.«

»Dann sieh mal zu.« Gallo kappte die Verbindung, drehte sich um — und erstarrte.

Sein Blick war diesmal nicht auf die Monitore gefallen, dafür auf die seitliche Tür, die gleichzeitig einen Ausgang bildete. Hinter der Tür lag die schmale, runde Plattform, zu der eine Leiter führte. Eine Hand stieß die Tür so weit auf, daß sie bis gegen die hintere Verglasung krachte und wieder zurückschwang, allerdings von einem hochkant erhobenen Fuß gestoppt wurde.

Der Fuß gehörte zu einem Schwarzen, den Fred Gallo noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte.

Er trug eine Mischung aus Jogginganzug und Overal. Der Stoff schimmerte in einem dunklen Rot, das sogar einen Stich ins Violette besaß. Wenn sich die Falten bewegten, sah es so aus, als würden Lichtschleier über den Overall fließen.

Fred Gallo war so perplex, daß er nicht dazu kam, ein Wort zu sagen. Er wollte die Gestalten rausschmeißen, doch seine Stimme versagte, denn die beiden, die sich an dem »Roten« vorbeisoben,

sahen aus wie Wesen, die Gallo aus Erzählungen seiner Söhne kannte, wenn sie einen Horrorfilm gesehen hatten.

Bleich, mit bewegungslosen Augen, die nicht schauten, sondern nur stierten.

Sie schoben sich vor. Und sie nahmen auf nichts Rücksicht. Ihre Patschklaunen hämmerten gegen die Schirme der Monitore. Mit den Füßen räumten sie weitere Hindernisse aus dem Weg. Gallo hob abwehrend die Arme. Er wollte sein Gesicht schützen. Das schaffte er auch, nur nicht seinen Unterleib, wo ihn der erste Hieb traf und ihn zusammensacken ließ. Er kippte nach vorn. Ein Zombie nahm gleich beide Fäuste. Der Treffer schüttelte Gallo durch. Er wollte schreien, weil er das Gefühl hatte, sein Rücken wäre in der Mitte gebrochen worden. Auch dazu kam er nicht mehr. Eine gewaltige Schmerzexplosion überkam ihn, und danach folgte ein Dunkel, so tief und schwarz, wie es der Mann nie zuvor erlebt hatte. Vor seinem Pult mit den Monitoren blieb er bewegungslos liegen. Nummer eins und seine beiden Zombies hatten endlich freie Bahn. Der Plan schien zu klappen.

Der zweite Zombie, der bisher schwankend im Hintergrunde gestanden hatte, wollte sich ebenfalls auf den regungslosen Mann stürzen. Mit einem Tritt hielt der Schwarze ihn davon ab.

Der Untote flog zurück und prallte gegen zwei Monitore, die anfangen zu zittern.

Nummer eins schaute sich um. Ihn interessierte die Dicke der Glaskabine. Er wollte das Zeug zerstören, suchte nach einem passenden Gegenstand, doch ihm stach nur ein schmaler Spind ins Auge. Hastig riß er die Tür auf.

Im Schrank lagen die Habseligkeiten von Fred Gallo. Unter anderem entdeckte er auch einen Werkzeugkasten, klappte ihn auf, doch das Werkzeug, das ersuchte, fiel ihm nicht in die Hände. Er mußte es anders versuchen.

Eine der lebenden Leichen stand ihm im Weg, als er zur Tür wollte. Er schleuderte sie zur Seite und warf im Vorbeigehen Blicke auf die vier Bildschirme.

Ein kaltes Lächeln huschte über seine Lippen, als er sah, daß auch Nummer zwei mit seinen beiden Zombies das Versteck verlassen hatte und sie dabei waren, die große Halle zu betreten. Unten lief der Betrieb normal weiter. Was die Gabelstapler heranschafften, brachten Elektrokarren dorthin, wo die Kunden schon sehnsüchtig auf die Ware warteten. Das spielte sich alles weiter vorn ab. Dieses Gebiet wurde auch nicht von den Kameras überwacht. Niemand warf einen Blick in die Höhe. Die Arbeiter waren mit ihrer Tätigkeit voll und ganz beschäftigt.

Auch einige Frauen liefen durch die Halle. Sie waren mit großen Besen bewaffnet und schoben den Abfall, der sich aus Papier und nicht mehr gutem Obst sowie Gemüse zusammensetzte, zur Seite. Bevor Nummer eins die Glastür öffnete, holte er noch etwas aus der Tasche.

Zwei Gegenstände, die aussahen wie übergroße Eier, nur eine graugrüne Farbe besaßen und auf der Oberfläche ein geriffeltes Muster zeigten. Handgranaten!

Die Stifte steckten noch, doch diese tödlichen Eier konnten innerhalb weniger Sekunden scharf gemacht werden. Nummer eins kannte sich mit diesen Dingen aus. Lange genug hatte er geübt, jetzt sollte diese

»Arbeit« Früchte tragen.

In seinem Gesicht zuckte es, als er noch einmal einen Blick dorthin warf, wo sein Kumpan mit den beiden Zombies erschienen war. Nummer zwei schaute soeben hoch, sah den Rotgekleideten, winkte ihm zu und holte ebenfalls die Eierhandgranaten aus der Tasche.

Jetzt waren es schon vier.

Nummer eins trat auf die Plattform. Zwar konnte eine Handgranate

töten und auch viel Unheil anrichten, doch in diesem Fall würde sich ihre Explosionswucht in Grenzen halten.

Der Platz zwischen den hohen Kisten und Regalen hielt einen Großteil des Drucks ab.

Panik würde es trotzdem geben. Und in dieses Chaos hinein würden die Zombies stoßen.

Er ging etwas zur Seite, um den beiden lebenden Toten den nötigen Platz zu schaffen.

Noch ein kurzer Blick zu Nummer zwei, ein heftiges Nicken, dann zogen sie gemeinsam die Sicherheitsstifte hervor.

Jetzt waren die Handgranaten scharf.

Zugleich schleuderten sie die mörderischen Metalleier in die Halle hinein. In diesem Augenblick trafen auch Logan Costellos Männer ein!

Marco Tendine hätte eigentlich beruhigt sein können. Er war es trotzdem nicht. Der Mafioso gehörte zu den Menschen, die viel auf ihr Gefühl gaben. Und sein »Fceling« hatte ihm gesagt, daß trotz des normalen Arbeitsablaufes etwas nicht stimmte.

Unter der äußerlichen Hektik garte und kochte es. Ein nur für ihn fühlbare Spannung war innerhalb der Halle entstanden und ließ seine Nerven zittern.

Die drei anderen Männer merkten nichts davon. Sie ließen zwar auch ihre Blicke schweifen, aber wesentlich gelassener als Marco Tendine es tat. Alfredo hatte sich einen Apfel genommen, biß hinein und kaute das Zeug schmatzend.

»Hör auf zu fressen!«

Alfredo hob die Schultern und warf den Apfel fort. Er klatschte gegen eine Wand.

»Du bist sauer!« stellte ein anderer fest. Er hieß Donato und stand neben Tendine. Donatos Spezialität war das lautlose Killen.

»Si.«

»Weshalb?«

»Ich rieche den Ärger!«

Donato grinste. »Ich rieche nur Obst und Gemüse. Der Gestank ist schon widerlich.« Er spie aus. »Du bist ein Idiot.«

»He, Tendine, warum sagst du das? Hast du Beweise? Ich habe bisher nichts gesehen. Wir haben alles abgesucht und sind nur den Leuten über den Weg gelaufen, die auch hier gearbeitet haben.«

Marco Tendine winkte ab. Er wollte sich nicht mehr mit Donato unterhalten. Der hatte machmal das Gemüt einer Dogge. In der Tat lief in der Halle der normale Betrieb ab. Sie hörten das Schreien der Männerstimmen, das Rütteln der Kisten, wenn sie aus den Regalen genommen wurden, und die dumpfen Laute, wenn die Fahrer der Gabelstapler irgendwo gegen krachten, wenn sie die Kurve nicht schnell genug bekamen.

Hektik über allem, mehr als sonst, meinte Tendine, der sich nicht zum erstenmal in der Halle aufhielt.

Jemand lief ihm laut fluchend über den Weg und sprach von verdamnten Niggern, die nicht arbeiten wollten.

Tendine griff sich den Schreier. Der wollte herumfahren und dem Mafioso die Faust ins Gesicht donnern, schrak aber zusammen und stand bewegungslos, als er Tendine erkannte.

»Was ist los?« fragte dieser.

»Wieso... was soll...?«

»Du bist doch Banner, nicht?«

Tendine schaute den Mann mit den weiß gefärbten Haaren von oben bis unten an. Bannerspielte gern nach Feierabend den Vorstadt-Playboy, und so zog er sich auch an. Es gab immer Mädchen, die auf ihn hereinfliegen. Hätten sie ihn jetzt gesehen, würden sie ihn aus anderen Augen betrachten. In seinem verschmutzten Arbeitsanzug machte Banner keine gute Figur. Zudem hatte er Angst.

Hinter Tendine standen noch drei Männer, und die sahen aus, als

hätten sie den Humor nicht gerade erfunden.

»Weshalb hast du dich so aufgeregt, Banner?« erkundigte sich Tendine.

»Es ist eben viel Hektik.«

»Das sehen wir. Jeden Tag ist Hektik.«

»Richtig, aber heute fehlen mir Männer. Einer besonders. Toto, ein verfluchter Nigg... ein Schwarzer«, verbesserte er sich schnell.

»Ist er nicht gekommen?« Tendine hatte einfach so dahingefragt, nur um etwas zu sagen. Die Antwort hätte ihn kaum interessiert, doch er schrak plötzlich hoch.

»Doch er ist gekommen, nur jetzt verschwunden.«

Tendine fuhr herum. »Wohin?«

»Keine Ahnung... keine Ahnung...« Banner hob die Hände und ging zurück, bis er von Donato festgehalten wurde.

Auch Alberto griff zu, und Banner sah sich in der Klemme.

»Was... was habt ihr vor? Ich... ich habe euch nichts getan. Ich bin der Arbeit nachgegangen.«

Tendine knetete seine Finger. »Uns interessiert der Nigger, mein Junge. Nur der Nigger?«

»Toto?« Banner wollte es kaum glauben.

»Si, mein Freund.«

»Was soll ich Ihnen erzählen?«

»Wann er verschwunden ist.«

»Keine Ahnung. Er kam heute zur Arbeit. Er ist dafür verantwortlich, daß die Gabelstapler in Ordnung sind. Wir haben nicht jeden Tag alle in Betrieb, aber heute brauchte ich sie, und da war Toto nicht aufzutreiben. Er hat sich verdrückt.«

Tendine verengte die Augen. »Unzuverlässig, wie?«

»Nein, gar nicht. Toto ist sonst Spitze. Er hat nie Ärger gemacht. Man kann sich auf ihn verlassen.«

»Und heute nicht?« Tendine nickte sich selbst zu. »Hast du schon

gesucht, Banner?«

»Nein, dazu hatte ich keine Zeit. Wenn ihr wollt, werde ich ihn suchen.«

Der Mafioso grinste schmal. »Ich schätze, das wird nicht mehr nötig sein.« Er tätschelte Banners Wange. »Geh deinem Job nach und mach ihn gut, mein Freund. Auch ich steh' auf frisches Gemüse.«

»Ja, natürlich. Kann ich jetzt gehen?«

»Sicher.«

Banner verschwand mit eiligen Schritten. Schon bald hörten sie ihn wieder schreien. Er ließ seinen Frust an den Mitarbeitern ab. Tendine aber wandte sich an seine Leute. »Na, was sagt ihr dazu?«

Die Mafiosi wußten, daß er eine Antwort haben wollte, die ihn bestätigte, das aber konnten sie nicht. Alberto hob die Schultern. »Da ist einer abgehauen. Na und?«

»Du hast nur Stroh im Kopf. Mein Gefühl, Alberto, es hat sich verdichtet. Irgend etwas braut sich über unseren Köpfen zusammen.« Er hob die Arme und zeichnete etwas nach. »Es ist wie ein Netz, versteht ihr? Wir haben uns darin gefangen, ohne es zu merken.«

»Wenn du es sagst«, meinte Donato.

Tendine nickte. »Paß noch mehr auf!«

»Si.«

Sie folgten ihrem Anführer. Nebeneinanderschritten sie hinter ihm her und tiefer in die große Halle hinein.

Wer sie sah, konnte Furcht bekommen. Die Männer paßten nicht in die herrschende Hektik. Sie wirkten wie ein böser, gefährlicher, ruhender Pol, ein Widerspruch in sich, aber so waren sie nun mal. Innerhalb kürzester Zeit konnten sie sich in rasende Kampfmaschinen verwandeln. Das langsame Schreiten war nur Tünche.

Wer sie sah, ging oder fuhr, wenn er konnte, ihnen aus dem Weg. Keiner wollte sie reizen.

Tendine spürte auf seinem Rücken die Gänsehaut. Sein Gefühl

sagte ihm, daß sie in einer Falle steckten, die sich ständig zusammenzog. Nur konnten sie nichts entdecken.

Etwa in der Hallenmitte blieben sie stehen. Der Betrieb lief normal weiter. In einer Nebenhalle wurde die herbeigeschaffte Ware versteigert. Man hätte sie auch direkt hier verkaufen können, Platz genug war vorhanden, aber die Abmachung mit den Gewerkschaften verlangte, daß eine bestimmte Anzahl von Leuten beschäftigt wurde.

Tendine blickte sich wieder um. Diesmal glitt auch sein Blick in die Höhe, wo sich die Kanzel befand. In ihr arbeitete ein Mann, der alles überwachte. Sowohl mit seinen eigenen Augen als auch über mehrere Monitore.

Den Mann sah er nicht. Zudem blendete das Licht der starken Lampen etwas, aber er sah etwas anderes und wußte plötzlich, daß ihn sein Gefühl nicht getrogen hatte.

Die Seitentür des Glasgehäuses stand weit offen. Auf der sich anschließenden Plattform hielten sich drei Gestalten auf. Ein Schwarzer war dabei, der einen roten, seidig schimmernden Overall trug. Die beiden neben ihm sahen aus wie materialisierte Gespenster. Selbst aus der Entfernung war ihre Bleichheit zu erkennen. Das mußten sie sein. Und das waren sie auch. Zombies, lebende Tote, von denen Logan Costello gesprochen hatte.

Von ihnen ging nicht die eigentlich Gefahr aus. Es war der Schwarze, der etwas in den Händen hielt, beide Arme erhoben hatte und die Gegenstände nach unten schleuderte.

Sie sahen aus wie Eier, nur waren sie nicht so harmlos. Innerhalb einer Sekunde erkannte Tendine die gesamte Wahrheit, gab einen Warnschrei ab, hob noch einen Arm und deutete gegen die Plattform. Dann warf er sich in Deckung. Zwei andere taten es ihm nach, auch sie hatten die Gefahr im letzten Moment erkannt.

Nur einer blieb stehen.

Alberto wollte es wissen. Zudem vertraute er voll und ganz auf

seine MPi.

Er riß sie hoch, drückte ab und sah nicht, daß von einer anderen Stelle aus ebenfalls zwei dieser tödlichen Eier geschleudert worden waren und in seine gefährliche Nähe rollten...

Für einen Zuschauer sah es so aus, als wollte Alberto die Handgranate noch im Flug treffen, denn er zielte mit der Waffe schräg nach oben. Wie ein Fels in der Brandung stand er da, breitbeinig, um den nötigen Halt zu bekommen. Er hatte den Kolben der Waffe eingestemmt, sein Gesicht war unbewegt, nur der Mund zeigte sich verzogen, und er feuerte, während er die Waffe schwang.

Die Kugeln jagten der Plattform entgegen, wo zwei Zombies standen und Nummer eins.

Der Schwarze hatte sich auf den Erfolg verlassen, er wollte auch sehen, wie die Eier detonierten, hatte sich zudem weit vorgebeugt und nicht auf seine Umgebung geachtet.

Da traf ihn die Garbe.

Auch die Zombies erwischte es. Die Einschläge stießen sie nicht nur um, sie schleuderte sie auch über das Gitter hinweg, so daß sie in die Tiefe fielen.

Nummer eins wollte noch zurück.

Er wurde getötet, als die Handgranaten den Boden erreichten und dort detonierten.

Zugleich ließen sie die Erde erbeben, und von der rechten Seite rollten ebenfalls zwei dieser tödlichen Eier heran, geschleudert von Nummer zwei.

Die sah Alberto nicht.

Tendines Warnschrei ging im Krachen der Detonationen unter. Alberto sah plötzlich die beiden Blitze ganz in seiner Nähe. Und in dieser Sekunde des Sehen begriff er auch, daß er aus der Halle lebend nicht mehr herauskommen würde.

Die Detonationsdruckwelle erwischte ihn und schleuderte ihn in die Höhe. Im Flug erwischten ihn die Splitter. Sein Schreien brach ab. Als er zu Boden fiel, sah er nicht mehr so aus wie zuvor. Vier Handgranaten waren an zwei verschiedenen Orten detoniert und brachten das Chaos.

Kisten und Kartons, die nicht fest in den Regalen standen, hatten dem Luftdruck ebenfalls nichts mehr entgegenzusetzen. Sie wurden einfach aus ihrem Verband herausgefegt, verloren die Ware, so daß sich das Obst und Gemüse als Teppich auf dem Boden der Gänge ausbreitete. Wie viele Kisten umgekippt waren, konnte niemand sagen. Es war der Beginn der großen Angst, auch der Starrheit, die vorüberging, als der Explosionkrach verklang. Einige Arbeiter waren von ihren Gabelstaplern gefegt worden. Sie lagen am Boden, manche verletzt, aber sie schafften es, sich kriechend aus der Gefahrenzone zu bewegen.

Wer noch normal laufen konnte, ergriff die Flucht; auch vorn, wo verkauft wurde, gerieten Angestellte und Kunden in Panik. Ein Teil des Lagers war zusammengebrochen.

Nur die Mafiosi blieben.

Sie, die Profis, hatten eiskalt und auch schnell reagiert. Ihre Deckungen hatten sie gefunden. Sie lagen hinter den Kistenstapeln, die jedoch umgekippt waren und die Männer unter sich begraben hatten. Auch Tendine war unter einem Berg von Orangen zu liegen gekommen. Er hatte sich zusammengekrümmt und großes Glück gehabt, denn die mörderischen Splitter der Eierhandgranaten waren in die Orangen gejagt und hatten die Metallteile gestoppt.

Donato ging es nicht so gut. Ein Bein lag bei ihm noch frei. Ein Splitter hatte ihn erwischt und seine linke Wade aufgeschlitzt. Er blutete und schrie seinen Schmerz hinaus.

Auch die anderen beiden waren mehr oder weniger lädiert, aber nicht verletzt. Zudem kampferprobt. Sie kamen wieder hoch, bedeckt

mit Gemüse, das an ihrer Kleidung klebte.

Auch Tendine stemmte sich hoch. Jeder hielt jetzt eine Waffe in der Hand. Sie schauten sich um, weil sie die Gegner sehen wollten. Sie rechneten auch damit, daß noch weitere Handgranaten geschleudert wurden.

Das war nicht der Fall, dafür schauten sie auf ein Chaos, wie sie es noch nie gesehen hatten.

Gewaltige Kistenstapel mit Ware hatte der Detonationsdruck umgerissen. Sie lagen verteilt auf dem Betonboden, bildeten regelrechte Berge aus Holz, Obst und Gemüse.

Noch immer befanden sie sich in Bewegung, rollten etwas nach. Apfelsinen, Äpfel, Melonen, Erdbeeren bildeten einen matschigen Teppich. Menschen waren nicht mehr zu sehen. Die Arbeiter hatten die große Halle fluchtartig verlassen.

Nur die Mafiosi blieben. Drei von ihnen standen. Donato lag auf dem Boden. Er konnte sich nicht erheben. Um sein linkes Bein breitete sich eine dunkle Blutlache aus. Sein Gesicht war verzerrt, der Mund stand halboffen, über die Unterlippe rann Speichel.

Ein anderer hielt sich die Schulter. Tendine bemerkte es und fragte: »Kannst du noch schießen, Wando?«

»Ja, verdammt.«

»Und was ist mit dir. Jerry?«

Jerry Campino grinste verbissen. »Ich hole dir noch den Teufel aus der Hölle, wenn es sein muß.« Erwischte über seine Stirn. »Hast du gesehen, Marco, wie viele dieser Hölleneier geschleudert worden sind?«

»Zwei oder...«

»Mehr. Vier waren es. Zwei von oben, die anderen beiden haben die Schweine...«

»Sei ruhig!«

Tendine dachte an die Zombies. Er schaute hoch zur Plattform. Dort

lag der Mann im roten Overall bewegungslos. Beide Arme hingen über den eisernen Rand hinweg.

Die Bleichen aber waren verschwunden. Tendine glaubte, sich erinnern zu können, daß sie von der Plattform her in die Tiefe gesprungen waren. Sie mußten in dem Chaos gelandet sein. Bestimmt waren auch über sie die Kisten mit Ware zusammengekracht.

Tendine atmete durch die Nase. Nicht weit entfernt bewegte sich einer der Berge aus Obst und Gemüse.

Die Bewegung erfolgte von unten, ein Zeichen, daß sich jemand in diesem Haufen verborgen hielt und ins Freie klettern wollte.

»Sie kommen!« flüsterte der Mafioso.

»Wer?« fragte Waldo.

Tendine deutete mit dem Tauf seines 38ers nach vorn. »In diesem Haufen stecken sie!«

Er hatte sich nicht getäuscht. Gemüseblätter und Obst rollten zur Seite, so daß eine bücke entstehen konnte. Groß genug, um Hand, Arm, Kopf und einen Teil Schulter zu zeigen.

»Das ist er!« sagte Tendine und zielte auf den Schädel. Im gleichen Augenblick krachten im Hintergrund der Halle Schüsse. Zudem gellten Schreie auf...

Wir waren durch das frühmorgendliche Fondon gerast wie die Teufel. Suko und ich dachten beide an das gleiche, zudem ärgerten wir uns, aber konnten nichts tun.

Logan Costello hatte uns durch seinen Anruf in eine Zwangslage gebracht. Um unserer Aufgabe nachzukommen, mußten wir für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen, und das war bitter.

»Dieser Mistkerl sitzt zu Haus und freut sich ein Bein ab«, sagte Suko irgendwann, als wir uns bereits auf der südlichen Seite der Themse bewegten und in Richtung Fast End rollten.

»Das glaube ich nicht.«

»Wieso?«

»Costello zittert.«

»Meinst du, daß er eine so große Angst hat?«

»Klar, die sitzt ihm wie eine Peitsche im Nacken. Oder glaubst du, es hat ihm Spaß bereitet, sich ausgerechnet an uns zu wenden und um Hilfe zu bitten. Dem geht irgendwas auf Grundeis, darauf kannst du dich verlassen. Er weiß ja nicht einmal, wersein Gegner ist.«

»Wissen wir es denn?«

Ich hob die Schultern. »Frag mich nicht so etwas Schweres.« Ich stoppte an einer Ampel und wartete darauf, daß sie umschlug. London erwachte allmählich. Noch war es finster, doch die ersten Tracks rollten bereits durch die düsteren Straßen, und viele von ihnen fuhren auch in unsere Richtung.

Der Bauch von London würde seine Nahrung ausspeien, um die Millionen von Menschen zu ernähren.

Ich hatte das Seitenfenster nach unten gekurbelt. Kühle, feuchte Luft wehte um unsere Gesichter. Vom Fluß her stieg Dunst auf. Er lag wie ein Leichentuch über dem Wasser und den ufernahen Regionen. Ich spürte die Spannung in mir. Mein Magen sandte einen leichten Druck aus, aber ich hatte auch Hunger. Mir wurde wieder bewußt, daß ich noch nichts in den Magen bekommen hatte.

Endlich sprang die Ampel um. Wir starteten. Hinter uns rührte der Motor eines Tracks. Die Strahlen der Scheinwerfer fielen wie breite Speere in unseren Rover. Die Straßen verloren an Breite. Dafür wurden sie von düsteren Mauern flankiert. Heil gebliebene Laternen sahen wir immer weniger. Die meisten Glaskuppeln waren durch Steinwürfe zerstört worden. Am Himmel setzte sich allmählich die Helligkeit durch. Die Temperaturen waren in den letzten beiden Tagen ungemein stark gefallen. Nicht nur auf der Insel, in Gesamteuropa glitten sie hinein in die Minusbereiche, und es war wieder Schnee gefallen.

Dieser Winter zog sich verdammt lang hin.

Auch wenn ich den Weg nicht genau gewußt hätte, eine Orientierungshilfe wäre die Lichtglocke gewesen die über einem bestimmten Areal dieses alten Viertels lag.

Dort befand sich der Großmarkt mit seinen zahlreichen Hallen, Gebäuden, Bahnanlagen und Silos.

Es gab Leute, die von dieser Hektik fasziniert waren, ich konnte gut auf sie verzichten.

Zwei Minuten später hatten wir den Rand des Areals erreicht. Uns überkam gleichzeitig das Gefühl, in eine andere Welt zu rollen. Ein Gebiet der Arbeit, der Hektik, des Lichts und der Dunkelheit, der Trucks, der Massenware, der röhrenden Motoren und des Geschreis. Kleinlaster kamen uns entgegen. Hochbeladen mit Ware. Geschäftsleute auf dem Weg zu ihren Läden, um das Zeug möglichst frisch an die Kunden zu bringen.

Ich fuhr schneller als erlaubt. Der Rover spielte brav mit, nahm auch die Kurven, ohne zur Seite zu schleudern, nur die Stoßdämpfer nahmen mir die Raserei über das holprige Pflaster übel. Mehr als einmal tickten wir mit unseren Köpfen gegen das Wagendach.

Wir mußten ins Zentrum. Dort befanden sich die Hallen, die Costello gehörten. Der Weg war eigentlich nicht zu verfehlen, wir brauchten uns nur auf der breitesten Straße zu halten und mußten nur achtgeben, daß wir nicht mit Elektrokarren oder Gabelstaplern zusammenstießen, die plötzlich links oder rechts aus schmalen Gassen auftauchen. Ich überholte noch einen Truck, beschleunigte weiter, raste durch eine Mulde, die uns an der anderen Seite wieder federnd entließ, und sah schließlich die breite Halle vor mir und gleichzeitig auch die Rampe, an der die Trucks standen.

Eigentlich ein normales Bild, dennoch paßte uns einiges nicht in den Kram. Man ging eigentlich davon aus, daß die Arbeiter in den Hallen schufteten, hier standen sie draußen, redeten mit den Fahrern

der Trucks, und sie bewegten dabei Hände und Füße.

Als wir ausstiegen, hörten wir auch das Heulen von Polizeisirenen. Suko sprach das aus, woran auch ich gedacht hatte. »Wir scheinen zu spät gekommen zu sein.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Zombies?«

Ich gab keine Antwort und näherte mich einer Gruppe von Arbeitern, um zu erfahren, was gesehen war.

Zwei Männer erzählten von den Explosionen in der Halle, die einen Teil verwüstet hatten. Ich schaute hin und erkannte, daß in der oberen Hälfte einige Fensterscheiben durch den Explosionsdruck aus den Metallrahmen geblasen worden waren.

»Wie kam es dazu?« wollte ich noch wissen.

»Handgranaten!«

Ich wußte genug. Auch Suko hatte zugehört. Gemeinsam sprangen wir auf die Rampe und suchten nach einem Eingang. Er lag dort, wo Eichtaus einer großen Öffnung fiel und sich auf der Rampe verteilte. Auf dem Weg dorthin zogen wir unsere mit geweihten Silberkugeln geladenen Berettas. Diese Kugeln konnten Zombies endgültig den Rest geben, und nichts anderes wollten wir.

Die lebenden Leichen mußten einfach ihren endgültigen Frieden finden, sonst brachten sie ein Unheil, das kaum zu beschreiben war. Wir stürmten nicht wie wild in die Halle, sondern bauten uns am Eingang auf und schauten hinein.

Schon auf den ersten Blick sahen wir das Chaos. Es mußten mehrere Handgranaten geschleudert worden sein, eine einzige hätte nicht die verheerende Wirkung gehabt.

Da lagen Tonnen von Waren auf dem Boden verstreut und bildeten einen Teppich aus Matsch.

Menschen entdeckten wir auf den ersten Blick nicht. Wir gingen beide davon aus, daß sich die Zobbies noch nicht verzogen hatten.

Nach einem kurzen Zunicken schoben wir uns in die Halle. Auf den ersten Yards geschah nichts, da konnten wir auch normal laufen, der glatte Teppich begann erst später.

Ich schaute auch in die Höhe. Vor und rechts über uns befand sich eine Glaskabine unter der Decke. Wahrscheinlich arbeitete dort ein Kontrolleur.

Das Glas war durch Kugeln zerhämmert worden. Auf der seitlichen Plattform lag bewegungslos eine Gestalt in roter, selbst aus dieser Distanz schimmernder Kleidung.

Auch Suko hatte ihn gesehen. »John!« zischte er. »Das ist er. Das ist der Kerl, der mir den Tod versprochen hat. Jetzt hat es ihn selbst erwischt, wie mir scheint.«

Dem war nichts mehr hinzuzufügen. Fragte sich nur, wer ihn erschossen hatte? Sollten die Untoten tatsächlich bewaffnet sein? Bei dem Gedanken rann es mir kalt den Rücken hinab.

An Sukos Blick erkannte ich, daß er ähnlich dachte, einen Kommentar gab er nicht.

Wir bewegten uns tiefer in die Halle hinein. Die rechten Arme hatten wir angewinkelt, Hände und Waffen wiesen in die Höhe. Es war die beste Position, um blitzschnell schießen zu können.

Leider war das Ducheinander in der Halle so groß, daß es auch eventuellen Feinden eine hervorragende Deckung bot. Wir hörten auch keine Stimmen in der Nähe, nur weit vorn und für uns nicht einsichtbar, vernahmen wir hektisches Schreien. Plötzlich tauchten sie auf.

Sie hatten sich links von uns versteckt gehalten, hinter einem Hügel aus Kistenbrettern und Gemüse. Zuerst sahen wir sie nicht, dafür flog uns das Zeug entgegen, und sie brachen daraus hervor wie Riesen, die eine Wand durchschlugen.

Gleichzeitig vernahmen wir einen wilden, fast überkippenden Schrei, denn neben dem Hügel erschien ein dunkelhäutiger Mensch,

der einen grünen Overall übergestreift hatte und mit beiden Händen ein langes Kistenbrett umklammert hielt, aus dessen Oberseite zwei lange Nägel schauten. Zu dritt griffen sie uns an.

Die beiden Bleichen, teigig wirkende Gestalten, und natürlich der Grüne. Er war im Augenblick gefährlicher, er war auch schneller als die Untoten und schlug bereits mit dem Brett um sich.

»Ich übernehme ihn!« brüllte Suko, duckte und drehte sich. Er hätte schießen können, das ließ er bleiben, weil er genau wußte, daß es sich um einen Menschen handelte. Nummer zwei hieb zu und brüllte wieder auf. Das Brett wuchtete zu Boden, und zwar so schnell, daß es sich durch den Luftzug fast verbog. Der Treffer hätte Suko keine Chance gelassen.

Aber der Inspektor war noch schneller. Er drehte sich zur Seite. Den Luftzug spürte er noch, dann hämmerten die beiden Nägel voll gegen den harten Boden und wurden durch den Druck tiefer in das Kistenholz getrieben.

Als der Schwarze seine Waffe wieder hochriß, erwischte ihn Sukos Tritt an der Brust.

Nummer zwei fiel auf den Rücken. Erschlug hart mit dem Hinterkopf auf, sein Gesicht verzerrte sich, er wollte sich wieder aufrichten, schaffte es nicht einmal, in eine sitzende Haltung zu gelangen. Mit verdrehten Augen kippte er wieder zurück.

Suko hörte die Schüsse.

Ich hatte gefeuert.

Die beiden Zombies hatten mich etwas aus dem Konzept gebracht. Um freie Bahn zu bekommen, hatte ich zunächst das mir entgegengeschleuderte Gemüse aus dem Weg räumen müssen. Sie waren aus diesem Hügel gekommen wie aus Gräbern, griffen nach mir und warfen sich in die Kugeln förmlich hinein, die den Lauf meiner Beretta verließen.

Die geweihten Silbergeschosse stoppten sie.

Der eine fiel auf die Knie, schwankte dort, sein Gesicht schien zu zerfließen, dann kippte er um.

Sein Artgenosse hatte anders gestanden als er. Die Einschlagwucht warf ihn zurück. Er riß noch die Arme hoch. Gehen konnte er nicht mehr, es war schon ein Stolpern, dann fiel er rücklings dort hinein, wo er auch hervorgekrochen war. Er fand sogar eine Lücke in dem Hügel und verschwand darin. Das Gemüse wallte über ihm zusammen. Sogar Spargelstangen rollten über sein Gesicht. Es sah irgendwie lächerlich oder grotesk aus, aber uns war nach Lachen bestimmt nicht zumute, dazu war die Lage viel zu ernst.

Ich fuhr herum.

Suko stand mit schußbereiter Waffe in der Nähe und hatte mir den Rücken freigehalten. Einen Schritt neben ihm lag der Schwarze in seinem grünen, glänzenden Overall.

»Er träumt vor sich hin, John.«

»Das ist gut.«

Suko spreizte zwei Finger der Linken ab. »Waren das alle Zombies?«

»Wenn ich das wüßte, ich...«

Da hörten wir die Schüsse. Und nicht nur einer schoß. Das Geknatter der Waffen hörte sich an, als würde in der Halle eine halbe Armee sitzen und losfeuern...

Tendinc schoß noch nicht, auch seine drei Kumpane hielten sich zurück, weil sie ebenfalls die Schreie und die beiden Schüsse aus dem Hintergrund der Halle gehört hatten.

Ihnen wurde zwar der Blick genommen, aber sie konnten sich denken, daß dort jemand mit den anderen Zombies zusammengerasselt war. Tendine lachte auf. »Wir könnten sogar Hilfe bekommen«, sagte er.

Waldo wies an ihm vorbei. »Marco, wir sollten uns erst mal um

unsere Freunde kümmern.«

Das wurde auch Zeit.

Zwei Untote hatten sich in dem Obsthügel verborgen gehabt. Beiden war es gelungen, die Hindernisse zur Seite zu schieben und sich aus dem Berg zu wühlen.

Einer von ihnen steckte nur mehr mit den Füßen darin. Er war bemüht, sich freizu trampeln, stützte sich mit den Händen ab und war dabei, auf allen vieren auf die Mafiosi zuzulaufen.

Der andere klemmte noch zwischen Orangen, Äpfeln und einigen Bananenstauden.

Tendine senkte die Mündung der Waffe.

Er zielte direkt auf den Schädel des Schwarzen, dessen Haare grau geworden waren und aussahen wie ein schmutziges Gespinst. Dann drückte er ab.

Insgesamt viermal. Innerhalb von Sekunden war alles vorbei. Sie hatten eine alte Regel befolgt, die besagte, daß man eine lebende Leiche endgültig töten könnte, wenn man genau auf eine bestimmte Stelle schoß.

Das hatte sich bei den Mafiosi bestätigt. Sie senkten die Waffen, schauten sich an und hörten Albertos Jammern. Jerry ging hin und band die Wunde so gut wie möglich ab. Marco Tendine wischte sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er hatte sich immer als einen stahlharten Kerl angesehen, einen, den nichts erschüttern konnte, jetzt aber bekam er zitternde Knie, ging zur Seite — und riß seinen Revolver wieder hoch, als er zwei Männer ankommen sah.

»Wollen Sie schießen?« rief einer der beiden. »Dann hätten Sie einen Mord an einem Polizisten begangen und nicht einen Zombie erlöst.«

Tendine senkte die Waffe. »Nein, Sinclair, so dumm bin ich nicht. Ich habe Sie schon erwartet.«

»Wie schön«, sagte ich beim Näherkommen und hörte, wie einer

der anderen flüsterte:

»Das sind Bullen, wie?«

»Si.«

Ich blieb neben Marco Tendine stehen. Einige aus Costellos engstem Mitarbeiterstab waren mir bekannt. Diesen Mann hatte ich noch nicht gesehen, ebensowenig wie die anderen Typen.

»Wer sind Sie?«

»Tendine, Sinclair.«

»Sie kennen uns?«

»Natürlich. Man hat sie uns bereits angekündigt.«

»War es Costello?«

»Kann sein.«

»Okay, lassen wir das.« Suko und ich schauten uns um, sahen das Chaos, die Toten, wobei sich auch der Mafioso befand, den die Handgranate erwischt hatte.

»Schöne Bescherung, wie?«

»Das können Sie wohl sagen, Tendine. — Wie ist es passiert?«

Der dunkelhaarige Mann zündete sich eine Zigarette an. Seine Finger zitterten ein wenig. »Wie es passiert ist, wollen Sie wissen? Tut mir leid, viel kann ich Ihnen auch nicht sagen. Sie waren plötzlich da, verstehen Sie. Ihr als Bullen seid zu spät gekommen.«

»Wir wurden leider durch zwei andere Untote aufgehalten.«

»Euer Pech.«

»Was steckt dahinter?«

»Woher soll ich das wissen?«

Ich schaute dem Mafioso in die Augen. Normalerweise glaubte ich keinem dieser Verbrecher, in diesem Fall tat ich es. Der Blick sagte mir, daß Tendine tatsächlich keine Ahnung gehabt hatte. Um weitere Fragen zu stellen, blieb mir nicht die Zeit, jetzt trafen auch die ersten Uniformierten ein, die sich in der Halle verteilten und ausschwärmten. Aus verständnislosen Augen starrten sie auf das

Chaos, unfähig, einen Kommentar abzugeben, denn so etwas begriffen sie nicht.

»Was ist hier los?« fragte ihr Leiter. Er hatte mich erkannt und sprach mich an. »Und wer sind diese Männer?«

»Viel auf einmal, Sergeant.«

Der Mann kannte mich. »Aber Sie hängen drin, Sir?«

»Ja, sehr tief.«

Er hatte den verwundeten Mafioso gesehen. »Eine Ambulanz wird gleich eintreffen. Sonst bleibt uns wohl nicht viel zu tun.« Erschauderte, als er einen Blick in die Runde warf.

»Da haben Sie recht. Sie können die Toten einsammeln.«

»Und die Bewaffneten?« Er meinte die Mafiosi.

»Wir haben uns nur gewehrt«, erklärte Tendine. »Außerdem besitzen wir Waffenscheine und bewegen uns auf einem Gelände, daß unserem Chef gehört.«

»Und wer ist der Mann?« Dieser Sergeant war sehr blauäugig.

»Logan Costello«, antwortete ich.

Der war dem uniformierten Kollegen ein Begriff. Jetzt sagte er nichts mehr, schluckte nur und schaute zur Seite.

Suko, der sich in der letzten Minute zurückgehalten hatte, stieß mich an.

»John, wir sollten uns um den Kerl im grünen Overall kümmern. Der ist nicht tot.«

Verflixt, den hatte ich ganz vergessen.

Wir ließen die anderen stehen und liefen den Weg zurück. Zwar rief uns der Sergeant noch irgend etwas nach, darauf hörten wir aber nicht, der Bewußtlose war wichtiger.

Auf dem Weg zu ihm kamen uns die Sanitäter mit Tragen entgegen. Sie bewegten sich im Laufschrift. Ein Arzt war ebenfalls dabei und rannte hinter ihnen her.

Der Ort, wo Suko den Mann niedergeschlagen hatte, war leicht zu

finden. Gemeinsam blieben wir stehen und bekamen große Augen. Die Zombies lagen noch da, der Grünegekleidete aber war verschwunden.

»Pech«, sagte ich.

»Dabei habe ich ziemlich hart zugeschlagen. Der Kerl muß einen Schädel aus Eisen haben.« Suko schüttelte den Kopf.

»Seine Schlagwaffe hat er auch mitgenommen«, sagte ich, denn ich konnte das Nagelbrett nirgendwo entdecken.

»Weit kann er ja nicht sein.«

Ich wußte, worauf Suko hinauswollte. »Okay, Alter, laß uns nachsehen.«

Das Wort nachsehen war etwas untertrieben. Wir hatten vor, den Hof nach unserem Spezi abzusuchen. Möglicherweise konnten uns dabei die Fahrer und Mitarbeiter helfen, die noch vor oder auf der Rampe standen, weiterhin diskutierten und ihre Blicke über die Streifenwagen schweifen ließen, die sich zu den Trucks gesellt hatten.

»Was war denn da los?« Fin bärtiger Mann redete auf uns ein. Er hatte so laut geredet, daß auch die in der Nähe Stehenden seine Worte gehört hatten und nun näher kamen.

Ich sprang von der Rampe, dem Bärtigen beinahe auf die Zehen. »Es ist alles wieder okay, der Betrieb wird bestimmt bald...«

Der Mann packte mich am Kragen und schüttelte mich durch wie ein Mixgefäß. »Hör zu, Mistkerl, ich habe dir eine Frage gestellt, und ich will eine Antwort haben. Diese Warterei kostet mich nicht nur Scheine, auch Nerven.«

»Die scheinen ja nicht die besten zu sein«, erwiderte ich und fügte hart hinzu: »Nehmen Sie Ihre Finger weg!«

Als er lachte, stieß ich ihm kurz zwei Finger in seinen dicken Bauch. Das raubte ihm die Luft, auch wechselte er seine Gesichtsfarbe und ließ mich los.

Bevor die anderen Männer eingreifen konnten, hatte ich mich schon ausgewiesen. Die Leute wurden ruhiger.

Suko sprach sie an. »Jetzt haben wir mal Fragen. Es geht um einen Schwarzen, der einen grünen Overall getragen hat. Wer hat ihn gesehen, und wo ist der Mann hingelaufen?«

Sie hatten ihn alle gesehen, und zwar vor kurzer Zeit. Einer konnte sich erinnern, daß der Farbige eine Latte in der Hand gehalten hatte. Der Mann deutete über den Platz, weg aus dem unmittelbaren Schein der Lampen. »Da ist er rübergerannt.«

»Hat er sich versteckt?«

»Keine Ahnung.«

Wir befanden uns schon auf dem Weg. Natürlich gab es auf dem Gelände zahlreiche Möglichkeiten, sich zu verbergen, daran jedoch wollte ich nicht glauben.

Wir hatten es nicht mit einem Zombie zu tun. Dieser Grüngekleidete mußte zu den Männern gehören, die wahrscheinlich in einem direkten Kontakt zu demjenigen standen, der die Zombies befehligte und gleichzeitig Logan Costello an die Wäsche wollte. Ihn zu erwischen, hatte für uns Vorrang. Möglicherweise würde er uns auf die Spur des Unbekannten führen.

Auch wir hetzten über den Hof. Der Lichtschein streifte uns. Noch brannten die Lampen, obwohl allmählich die Dämmerung über dem Himmel aufzog und die Finsternis der Nacht vertrieb. Wir konnten auch außerhalb des Lichtscheins etwas erkennen und entdeckten die Umrisse eines abgebrannten oder zerstörten Gebäudes. Davor aber stand ein viereckig wirkendes Fahrzeug, das Suko auffiel. Mein Freund blieb stehen. »Wem kann der Wagen gehö...?«

Da wurde das Fahrzeug gestartet. Es war ein kleiner Transporter, die Marke konnte ich nicht erkennen. Mich wunderte nur, daß der Fahrer die Scheinwerfer nicht eingeschaltet hatte und einfach losrollte.

Aus Verwunderung wurde Mißtrauen und daraus wiederum Wissen.

»Verdammt. Suko, das muß er sein!«

Der Wagen wurde hart beschleunigt. Wenn wir nicht zur Seite wichen, würde er uns überrollen.

Wir sprangen weg. In der Bewegung erkannte ich auch den Mann hinter dem Lenkrad.

Es war unser Spezi.

Er jagte vorbei, entfernte sich sehr schnell, das Licht ließ auch einen gezielten Schuß auf die Reifen nicht zu, doch in der Nähe parkte der Rover.

Suko rannte bereits hin. Als erster schloß er die Tür auf und warf sich hinter das Lenkrad.

Es war fast wie im Film. Nur machte es uns keinen Spaß, einen anderen Wagen zu verfolgen. Ich hätte den Typ am liebsten ohne Ärger gepackt. Auch Suko startete fest wie ein Rennfahrer. Wir huschten an den parkenden Lastwagen vorbei, begleitet von den überraschten, neugierigen und mißtrauischen Blicken der Trucker und Arbeiter. Der Ford hatte leider einen sehr großen Vorsprung bekommen. Ich schaltete das Fernlicht ein.

Die scharfen Lichtlanzen durchstießen das Grau des heranbrechenden Tages. Sie fanden nicht allein ihr Ziel an den Haus- und Hallenwänden, sie trafen auch das Heck des Transits, bei dem jetzt die Rückleuchten aufglühten, ein Zeichen, daß der Grüngekleidete nicht mehr ohne Licht fuhr.

»Wenn wir ihm im Nacken bleiben, könnte er uns zu seinem Herrn und Meister führen«, meinte Suko.

Ich war dagegen. »Das wird er nicht. Der hat doch längst bemerkt, daß wir ihn verfolgen.«

»Okay, dann werden wir mal den Rover kitzeln.«

Suko beschleunigte so hart, daß ich in den Sitz gepreßt wurde. In dieser engen Gegend einen schnellfahrenden Wagen zu verfolgen,

war nicht ganz ungefährlich. Zudem herrschte relativ viel Betrieb. Jeden Augenblick konnte aus irgendeiner Gasse ein Fahrzeug erscheinen. Zwar waren sie als Einbahnstraßen angelegt, um bessere An- und Rückfahrten zu ermöglichen, trotzdem waren manche Einmündungen nicht einsehbar.

Auch der Fahrer des Transporters schien bemerkt zu haben, daß ihm Verfolger im Nacken saßen. Ohne Grund beschleunigte er sicherlich nicht. Da wir ihn nicht verlieren wollten, mußte auch Suko die Geschwindigkeit erhöhen.

Ich hatte das Gefühl, in einer Schaukel zu hocken, in der wir hochgestoßen wurden, wenn der Wagen durch Bodenwellen huschte oder über Unebenheiten geradewegs hinwegflog. Die Wände der Hallen glitten als Schatten vorbei, hin und wieder unterbrochen von aus den Fenstern fallenden Lichtstreifen.

Es kam fast, wie es kommen mußte. Vor einer Kreuzung hätte der Ford abgebremst werden müssen.

Der Farbige fuhr trotzdem weiter — und in sein Verhängnis, denn von links rollte ein Gabelstapler heran, dessen mit Paletten beladene Zinken auf halber Höhe standen.

Wir selbst hörten sogar das Jaulen der Pneus, als der Schwarze auf die Bremse stieg.

Viel zu spät.

Der Stapler hatte sich bereits so weit in die andere Straße hineingeschoben, daß ein Zusammenprall nicht mehr zu vermeiden war. Seitlich raste der Transit in den Stapler hinein. Suko bremste, ich zuckte zusammen, als ich sah, wie der Transit mit dem Heckteil in die Höhe geschleudert wurde, weil er sich vorn verbeugte und gleichzeitig zusammengedrückt wurde, als bestünde seine Kühlerschnauze nur mehr aus Pappe.

Auch Suko stieg hart in die Bremse. Noch während der Rover vorrutschte, hatte ich bereits die Tür geöffnet und stieß mich aus dem

Fahrzeug. Ich wäre fast gefallen, fing mich wieder und hörte die schrille Musik, mit der das Blech des Transits zusammengepreßt wurde, wobei dieses Kreischen von polternden Geräuschen begleitet wurde, denn die Paletten hatten den Aufprall ebenfalls nicht überstanden und ergossen sich noch zusätzlich über den Unglückswagen, der an seinem Vorderteil von den Breitseiten der Zinken aufgerissen worden war. Beide Fahrzeuge waren zu einem Klumpen Blech zusammengeschmolzen. Vom Fahrersitz des Staplers kippte eine Gestalt. Sie fiel nicht bis zum Boden, an einer Haltestange klemmte sie fest.

Ich hoffte, daß der Fahrer nicht tot war, mich interessierte jetzt der Grünekleidete.

Um an das Fahrerhaus des Transits herankommen zu können, mußte ich mit beiden Händen die verdammten Paletten zur Seite zu wuchten. Suko kam und half mir dabei.

Der Transit sah schlimm aus. Moderne Künstler hätten sich ihn vielleicht ins Atelier gestellt und ein Happening veranstaltet, aber ohne den Fahrer darin, den es ebenfalls erwischt hatte. Er lag mit dem Kopf auf dem Lenkrad. Blut tropfte aus einer Stirnwunde gegen die Hosenbeine, und ich sah auch, daß ein Fuß in Mitleidenschaft gezogen worden war. Aber der Mann lebte.

»Wir müssen ihn rausholen!«

Suko nickte. »Sollen wir das nicht lieber Fachleuten überlassen?«

Ich schaute ihn an. »Ja, du hast recht.«

»Ich telefoniere.«

Suko lief zum Rover zurück. Ich kümmerte mich um den Fahrer des Staplers.

Er war bewußtlos. Auf seiner Stirn wuchs eine Beule. Wahrscheinlich hatte er auch eine Gehirnerschütterung.

Wieder lief ich zu diesem Transit zurück. Hatte sich die Haltung des Farbigen verändert, oder täuschte ich mich. Tatsächlich, der

Mann bewegte sich. Er mußte gespürt haben, daß ich neben ihm stand, denn er drehte den Kopf nach rechts.

Aus halb geöffneten Augen starrte er mich an.

»Okay, Freund, bis hierher und nicht weiter. Dein Weg ist beendet. Niemand kann dir helfen. Wir haben dich und...«

»Du wirst sterben.«

»Ja, später. Deine Zombies haben es nicht geschafft, aber wer steht über dir? Wer ist dein Boß?«

Er starrte mich an. Seine Lippen bewegten sich zuckend. Ich ging davon aus, daß er reden wollte, aber er hatte sie nur zu einem bissigen Lächeln verzogen.

»Wer?« fragte ich. »Wer steht hinter dir?«

»Er... er wird herrschen, denn er ist stark und mächtig. Er wird der König von London...«

»Wer ist es?«

»Ma... cum... ba«, keuchte er. »Es ist Macumba... er ist der Herr der Welt. Afrika schlägt zurück. In London beginnt es. Afrika ist die Zukunft, die Vergangenheit ist beendet...«

Ich hatte noch viele Fragen, hätte auch möglicherweise Antworten bekommen, aber es kam alles anders.

Plötzlich bäumte sich der Verletzte auf. Dabei schrie er furchtbar, und ich wurde an die Szene in Sukos Wohnung erinnert, als es meinem Freund so schlechtging.

Auch er hatte sich so bewegt, dem Grüngekleideten erging es ähnlich, nur konnte ich ihn nicht mehr retten. Bevor ich noch mein Kreuz hervorgeholt hatte, starb er.

Aus seinem Mund war ein letzter röchelnder Atemzug gedrungen, dann war es vorbei.

Ich schloß die Augen, deprimiert, ziemlich sauer, weil der Mann gestorben und damit auch eine Spur verloschen war. Aber ich hatte einen Namen.

Macumba!

Wie vor einiger Zeit, als Jane Collins geopfert werden sollte. Da hatten wir bereits erlebt, welch eine Macht sich hinter Macumba verbarg und auch welche finsternen Geheimnisse es noch für uns zu lösen gab, um diesem Phänomenen auf die Spur zu kommen.

Der brutale Klang eines röhrenden Huphorn drang in mein Bewußtsein. Er zerriß meine Gedankenkette. Ich öffnete die Augen wieder und schloß sie, denn vor der Unglücksstelle hatte ein Truck gehalten, der die grelle Lichtfülle seiner Scheinwerfer über die beiden Wracks schickte. Ich hörte das Schlagen der Tür, als der Fahrer ausstieg, lange Fragen stellen wollte, aber nicht nur den zurückkehrenden Suko sah, sondern auch meinen Ausweis.

»Ach so, Polizei...«

»Genau.«

Er kratzte über sein Haar, wurde unsicher und fragte, ob er noch etwas tun könnte.

»Nein«, antwortete Suko, »es ist alles in die Wege geleitet. Sie können abdrehen und einen anderen Weg nehmen.«

»Ja, ist gut.« Mit einem letzten Blick auf die beiden Wracks verschwand er und stieg in seinen Wagen.

»Es kommt noch eine Ambulanz«, sagte Suko.

»Für einen nicht mehr!« entgegnete ich.

Er schaute mich starr an. »Wen meinst du damit?«

»Den Schwarzen«, antwortete ich.

Mein Freund schluckte. »Hat er es nicht überstanden? Schädelbruch oder vielleicht...«

»Nicht einmal vielleicht, Suko. Du hast in der vergangenen Nacht Glück gehabt, er nicht«, meinte ich.

Mein Freund ging einen Schritt zurück. »Dann hat man ihn aus der Ferne getötet?«

»So kann man es sehen.«

»Auch das noch«, flüsterte Suko. »Er muß mit seinem Chef oder Meister in Verbindung gestanden haben...«

»Macumba«, sagte ich. »Nicht Voodoo?«

Ich legte eine Hand auf die Kante einer umgestürzten Palette. Sie waren leer gewesen. »Nein oder ja. Kannst du mir sagen, wo wir die Grenze ziehen sollen?«

»Das ist in der Tat nicht einfach«, meinte Suko.

Ich winkte ab. »Jedenfalls sollten wir nicht mehr theoretisieren. Die Praxis ist wichtiger.«

»Und wie sieht die aus?« fragte mein Freund.

Mit der Frage hatte er mich auf dem falschen Fuß erwischt. »Ich habe keine Ahnung. Wir wissen, daß Macumba hinter allem steckt. Aber wer oder was ist Macumba?«

»Das kannst du nur durch Theoretisieren herausfinden«, erwiderte ich.

»Es ist möglich, daß Macumba nicht bei dem geblieben ist, was es einmal gewesen war. Macumba kann sich manifestiert und eine Gestalt angenommen haben. So sehe ich das.«

»Wenn es stimmt«, sagte Suko, »wo sehen wir dann die Gestalt?«

»Das frage ich mich auch.« Ich deutete auf das Wrack. »Er konnte mir keine Antwort geben.«

»Wer dann?« fragte Suko.

Wir überlegten gemeinsam. Ich sah, daß mein Freund die Lippen zu einem Lächeln verzog. Ich nickte ihm zu. »Wahrscheinlich weiß ich, um welchen Namen sich deine Gedanken drehen.«

»Und?«

»Logan Costello!« antwortete ich. »Richtig.«

Ich runzelte die Stirn. »Möglicherweise werden wir ihm einen Besuch abstatten müssen.«

»Dann aber sofort!«

»Einverstanden!« Auch mich drängte die Zeit. Ich wurde das

Gefühl nicht los, daß er der Dreh-und Angelpunkt dieser verfluchten Zombie-und Macumbageschichte war...

Der große Capo hatte Angst!

Erbärmliche, hündische Angst, denn er wußte, daß ihn ein Gegner aufs Korn genommen hatte, gegen den er nicht ankam. Nicht mit seinen Methoden, mit Gewalt, Kugelgarben und Messern.

Nein, die andere Seite war so nicht zu packen. Wenn er überhaupt etwas erreichen wollte, dann allein mit magischen Mitteln und die standen ihm momentan nicht zur Verfügung, im Gegensatz zu früher, wo Costello noch ein Günstling Dr. Tods gewesen war, des Anführers der gewalttätigen Mordliga.

Solo Morasso, wie Dr. Tod tatsächlich hieß, hatte ihn sogar als seinen Stellvertreter oder Aufpasser in London eingesetzt, um Kontrolle über John Sinclair zu haben.

Das war vorbei, die Mordliga gab es nicht mehr, Costello war magisch geschwächt worden, und unter Dämonen gab es ebensowenig Dankbarkeit wie unter Gesetzlosen.

Zur Angst aber kam noch etwas hinzu. Eine ungeheure Spannung und Erwartung. Er hatte seine Leute mit dem Auftrag zum Großmarkt geschickt. Um dort die Zombies zu stoppen, sollten sie in der Halle erscheinen. Gleichzeitig waren Sinclair und der Chinese unterwegs. Falls Tendine und die Männer versagten, würden die Yard-Bullen schon aufräumen.

Es tat ihm zwar in der Seele weh, so reagieren zu müssen, doch er sah keine andere Möglichkeit.

Costello besaß viele Häuser. Nicht nur in London, auch auf dem Festland. Natürlich in Italien, in Südfrankreich ebenfalls, und hätte er alles vorher gewußt, wäre er nicht in einem seiner Londoner Häuser geblieben, sondern hätte sich in der Toscana oder in Südfrankreich verborgen gehalten.

So aber hockte er im westlichen Vorort Hammersmith, nicht weit

vom berühmten Queens Club entfernt, der ihn als Mitglied wohl niemals aufnehmen würde, weil er nicht die nötige Reputation besaß. Sein Haus war nicht groß, ein Kleinod in Weiß, eine alte Villa, die er gekauft und umgebaut hatte. Von außen waren noch die alten Mauern zu sehen, in einer Farbe, die kaum von der des Parks abstach, innen aber erinnerte vieles an Italien.

Das Weiß der Wände, die hellen Möbel, aber auch die dunklen, fast schwarzen in seinem Arbeitszimmer, wo Costello die letzten Stunden verbracht hatte.

Zwischen Bücherregalen, Waffen und seinem Schreibtisch hatte er gehockt, mit dem Blick zum Fenster, hinter dem der gepflegte Garten lag und wo die Bäume und Sträucher das erste Frühlingsgrün bekommen hatten.

Viel konnte er von seinem Garten nicht sehen, obwohl einige Lichtinseln das Gelände erhellten. Nur die neuralgischen Punkte waren erleuchtet, leider gab es noch zu viele schattige Stellen, und auch die Umgebung seines Hauses konnte er durchaus als naturfreundlich und waldreich bezeichnen.

Zeit verstrich, doch die Angst blieb.

Hin und wieder zuckte es sogar im Betongesicht des Logan Costello. Dann rieb er über seine Augen mit den grauen Pupillen, stöhnte auf, durchquerte den Raum mehrmals, blieb am Fenster stehen, schaute in den Garten und begann seine Runde erneut, wobei er ständig die schußbereiten Waffen im Auge behielt.

Auf dem Schreibtisch lagen die schweren Revolver. An der Wand zu beiden Seiten des Fensters lehnten die ebenfalls schußbereiten Gewehre. Wenn jemand kam, würde er sofort schießen. Wieder ließ sich Costello in den Ledersessel hinter seinem Schreibtisch fallen. Zwar kochte auch weiterhin die Spannung in ihm, er fühlte sich jedoch müde und abgeschlafft. Die Natur forderte einfach ihr Recht. Draußen war es noch dunkel. Er hoffte, daß bis zum Einbruch der

Dämmerung Tendine und seine Leute sich gemeldet hatten, und zwar in seinem Sinne positiv. Der Kopf des Capo sank nach vorn. Mit der Stirn berührte er die Arme, und wie von selbst fielen ihm die Augen zu. Es dauerte nur Sekunden, dann war Logan Costello eingeschlafen. Wie unter einem Peitschenhieb schreckte er zusammen, als das Telefon läutete.

Kein schrilles Klingeln, nur ein schwaches Geräusch. Es reichte jedoch aus, um Costello aus dem Schlaf zu reißen. Er schaute sich im ersten Augenblick verwundert um, nur allmählich begriff er, daß er sich nicht in seinem Bett befand, sondern noch am Schreibtisch hockte und dort eingeschlafen war.

Durch das Fenster hinter ihm sickerte bereits grau die Morgendämmerung, das erste fahle Licht des heraufziehenden Tages, der mit diesem Surren des Telefons begann.

Beim vierten Läuten hob er ab.

»Capo mio, sind Sie es?«

»Ja, was ist?« Er war plötzlich wieder aufgeregt. Sein Herz schlug hart, die Haut um den Mund herum zuckte.

»Wir leben noch, bis auf Alfredo, ihn hat es erwischt.«

»Die Zombies?«

»Nein, eine Handgranate. Sie waren damit bewaffnet.«

Der Capo schwieg. »Das darf doch nicht wahr sein!« keuchte er.

»Sie haben Waffen?«

»Sie vielleicht nicht, aber die anderen.«

»Welche?«

»Die bei ihm waren.«

»Und Sinclair?« Costello schwitzte plötzlich.

Tendine entschloß sich, noch einmal von vorn anzufangen, und Costello unterbrach ihn auch mit keinem Wort.

Erst als er geendet hatte, gab der Capo seinen Kommentar ab.

»Es ist nicht zu schlecht gelaufen, aber es hätte besser sein können,

glaube ich.«

»Wieso?« fragte Tendine. »Die vier Zombies existieren nicht mehr. Die Bullen und wir haben sie erledigt.«

»Waren das alle?«

Der Anrufer schwieg einige Sekunden. »Das weiß ich nicht.«

»Da siehst du es.« Costello mußte sich räuspern. »Wir sind noch längst nicht am Ende des Weges angekommen. Von wo aus rufst du eigentlich an?«

»Wir befinden uns noch immer nahe des Großmarkts, sind aber den Bullen entwischt.«

»Sinclair?«

»Auch, ich spreche von den Uniformierten, die aufgetaucht sind. Es hat schließlich Tote gegeben. Wir konnten in der allgemeinen Verwirrung verschwinden. Wahrscheinlich werden die Blauen nach uns suchen, aber das ist mir egal.«

»Dann kommt und bewacht mein Haus. Ich fühle mich hier nicht sicher, verdammt.«

»Hatten Sie schon Besuch, Capo mio?«

Costello lachte. »Bewahre, noch nicht. Aber es ist damit zu rechnen, daß jemand kommt. Ich glaube nicht an nur vier Zombies. In London laufen bestimmt mehrere lebende Leichen herum, die auf uns fixiert sind. Wenn ihr hier seid, durchsucht erst den Garten. Die übersteigen auch den Zaun, ohne daß es Lärm gibt. Ich traue diesen Wesen alles zu, wirklich alles.«

»Wir werden daran denken, Capo mio.«

»Dann bis gleich.« Costello legte auf und atmete tief durch. Er hatte Tendine seine Zufriedenheit nicht zeigen wollen. Tatsächlich aber war er zufrieden. Sein Plan war aufgegangen, auch Sinclair und der Chinese hatten sich in seinem Sinne verhalten.

Die Angst in ihm war etwas verflogen, sie hatte einer Unruhe Platz geschaffen. Dieses Gefühl entstammte auch einer gewissen

Unsicherheit, noch immer wußte Logan Costello nicht, was sein unbekannter Gegner in der Hinterhand hielt.

Wie viele dieser lebenden Leichen gehorchten ihm?

Fünf, zehn, hundert? Noch weiter wollte Costello nicht denken. Er kannte sich mit den Zombies aus, denn es hatte Zeiten gegeben, da standen sie mal auf seiner Seite.

Um den Druck verschwinden zu lassen, griff er zu einem alten Mittel. In seinem Schreibtisch lagerten nicht nur Akten oder Papiere. Wenn er eine bestimmte Schublade öffnete, stand dort auch eine Flasche vom besten Grappa. Einem Nobelgetränk, für das er viel Geld hatte zahlen müssen. Aber der Einsatz hatte sich gelohnt.

Bereits die Flasche besaß ein besonderes Design. Sie war bauchig und trotzdem in der unteren Hälfte geschwungen.

Ein Gefäß hatte Costello ebenfalls hervorgeholt. Es war schon fast ein kleiner Pokal, dafür enger gearbeitet. Behutsam goß er das Glas zur Hälfte voll. Der Grappa glänzte wie Öl.

Danach verstaute er die Flasche wieder, setzte das Getränk an und ließ es langsam und sehr genüßlich in seine Kehle rinnen. Wunderbar...

Sogar ein Killerboß wie Logan Costello zeigte Gefühle, als er wohligh aufstöhnte. Mit zwei Schlucken hatte er das Glas geleert. Der Tropfen machte ihn nicht etwa müde, nein, er sorgte dafür, daß sein Kreislaufund damit auch sein Gedankenapparat angeregt wurden.

Wieder dachte er an die nahe Zukunft und kalkulierte auch eine Niederlage ein.

Niederlage setzte er gleich mit dem Begriff Flucht. Sollte er von hier fliehen müssen, würde er auf einem Schleichweg in die unterirdisch angelegte Garage gehen und dort in einen gepanzerten Lancia steigen. Bis zum Flughafen war es nicht weit. Dort stand der Privatjet des Mafioso, zwei Piloten wußten Bescheid, daß sie sich bereithalten sollten. Mit ihm konnte er immer verschwinden.

Er befand sich nicht allein im Haus. Von seinen direkten Leibwächtern war keiner vorhanden, er hatte nur einen alten Vetter aus Italien zu Besuch, der von allem kaum etwas wußte und nach einem Schlaganfall schon beim Sprechen Mühe hatte.

Costello schaute auf die Uhr. Es war eine Rolex der protzigen Sorte, umringt mit Diamanten, die aufgleißten wie Sterne, wenn sie vom Licht getroffen wurden.

Er überlegte, wieviel Zeit seit dem Gespräch mit Tendine vergangen war, kam allerdings auf kein Resultat.

Vielleicht sieben Minuten oder zehn?

Zu dieser Zeit war der Verkehr noch nicht so stark. Erst eine Stunde später würde aus der Londoner City eine Hölle aus Autos, Benzingestank und Verkehr werden.

Er drehte sich um, weil er sehen wollte, wie weit die Helligkeit bereits über dem Land lag. Da die Scheibe aus Panzerglas bestand und Kugeln aufhielt, konnte er dem Fenster mit ruhigem Gewissen den Rücken zuwenden.

Jetzt schaute er direkt auf das Rechteck der gardinenlosen Scheibe — und saß starr.

Hinter dem Glas sah er etwas. Es hatte sich von unten nach oben geschoben.

Das Gesicht eines Schwarzen!

Costello sah diese Züge so deutlich, als hätte jemand einen laufenden Film angehalten, um das Standbild zu zeigen. Es war ein breites Gesicht mit einer dunklen Haut, die schon einen Stich ins Aschgraue bekommen hatte. Unter dem schwarzen Kraushaar wuchs eine breite Stirn, die mit den dunklen Bögen der Augenbrauen abschloß. Die Nase wirkte zerquetscht, überdeutlich wölbten sich die Ränder der Nasenlöcher den Wangen entgegen. Der Mund besaß breite Lippen, sie waren nach innen verzogen, als hätte der Schwarze

vor, die Scheibe zu küssen. Er starrte in das Zimmer.

Seine Augen, durch das Glas in der Farbe etwas verwischt, wirkten in den Höhlen wie Flecken, die von zwei Daumenkuppen kurzerhand hineingedrückt worden waren.

Der Neger starrte in das Zimmer. Er schaute nur, er tat sonst nichts, und über Costellos Rücken rann eine Gänsehaut. Sie waren also da. War dieser Schwarze vielleicht der Anführer der Zombiehorde?

Costello überlegte zwar hin und her, zu einem Ergebnis kam er nicht. Irgendwie konnte er sich das auch nicht vorstellen. Dieses Gesicht besaß seines Erachtens nicht das Format, um die Untoten zu befehlen. Die Gestalt hinter dem Fenster bewegte sich jetzt. Sie drückte den Körper noch höher, so daß Costello nicht nur den Hals zu sehen bekam, auch die Schulter und plötzlich die Hände, die der Neger gespreizt von außen gegen das Fenster drückte.

Costello drehte sich auf seinem Stuhl langsam herum. Dabei streckte er den Arm aus und fand mit zielsicherem Griff seinen Revolver. Er legte an, das Gesicht blieb, nur veränderte sich der Ausdruck, denn der Schwarze fing an zu grinsen.

Scharf und widerlich. Dieses Lächeln zeigte Gemeinheit und gleichzeitig auch Triumph.

Der Mafioso ließ den schweren Revolver sinken. Neun Millimeter Parabellum, eine Waffe, deren Kugeln Elefanten umhaute, aber nicht das schußsichere Glas durchschlagen würde.

Wenn er sich den Schwarzen holte, dann mußte er hinaus und im Garten eine Treibjagd veranstalten.

Nun gehörte Logan Costello zu den Mafiosi, die in früherer Zeit sich hochgekämpft hatten. Ihm war nichts in den Schoß gefallen. In Italien hatte er begonnen, Feinde und angebliche Freunde oft mit den eigenen Händen aus dem Weg zu räumen, denn zu dieser Zeit hatte ihm noch keine Killergarde schützend zur Seite gestanden.

An diese Jahre wurde er jetzt wiedererinnert, als er in das

breitflächige Gesicht des Schwarzen schaute, der sich überhaupt nicht scheute und auch keine Furcht vor dem Revolver besaß.

Mit der Waffe im Anschlag, stemmte sich der Capo hoch. Das Gesicht hinter der Scheibe blieb, die Hände ebenfalls. Im Dämmerlicht des anbrechenden Morgens wirkte beides verschwommen, besonders dann, als der Neger anfang, seine Hände kreisförmig über das Glas zu bewegen, die Finger dabei etwas anwinkelte und über die Scheibe kratzte.

Auch Costello lächelte. Plötzlich spürte er keine Angst mehr. Er kam sich um Jahre verjüngt vor, wie damals in Neapel, als er um jeden Fußbreit Boden hatte kämpfen müssen.

Er nahm auch die andere Waffe an sich. Beide Revolver steckte er in seinen Gürtel. Das Gewicht der Waffen zerrte daran, aber die Hose blieb über dem Bauch.

Dann bewegte er sich auf das Fenster zu, trat aber nicht an die Scheibe heran, sondern bückte sich, um das rechte der beiden Schnellfeuergewehre anzuheben, das an der Wand lehnte. Damit wollte er auf Jagd gehen...

Der Schwarze blieb. Costello hatte sich mittlerweile an seinen Anblick gewöhnt, obwohl er zunächst überrascht gewesen war, daß er es mit einem Farbigen zu tun hatte. Die dunkelhäutigen Menschen hatten in seiner Rechnung keinen Platz gehabt. Hr wußte auch nicht, wo er jemals einem auf die Zehen getreten war.

Vor dem Fenster blieb er stehen, beugte sich etwas tiefer und schob den Lauf der Waffe so weit vor, daß ihr Mündungsloch die Scheibe genau dort berührte, wo sich das Gesicht hinter der Scheibe abzeichnete. Er korrigierte die Richtung noch ein wenig und preßte den Lauf genau zwischen die Augen des Negers.

»Peng, peng!« zischelte er. »Wenn das Glas nicht wäre, würdest du nicht mehr leben, Bastard.«

Er wechselte sein Gewehr in die Linke, mit der Rechten tastete er

nach dem Fenstergriff.

Der Mafiosi wollte den Kampf, und er wollte ihn auch gewinnen. Das war sein fester Wille.

Der Schwarze hinter der Scheibe rührte sich nicht. Wahrscheinlich wußte er nicht, was auf ihn zukam.

Um so besser, dachte Costello und grinste. Auch ein Zombie konnte durch eine Kugel in den Kopf erledigt werden. Man mußte nur eine bestimmte Stelle erwischen.

So lautete die Regel.

Daß es dabei auch Ausnahmen gab, wußte Costello ebenfalls, wobei er stark hoffte, daß dieser Schwarze nicht zu den Ausnahmen zählte. Er trug auch eine für einen Zombie ungewöhnliche Kleidung. Einen blauen Jogginganzug oder einen Dreß, der diesem zumindest ähnlich sah. Der Schwarze blieb an seinem Platz. Er bewegte sich dort, lachte wieder lautlos, hatte sein Maul weit aufgerissen, so daß Costello in den Schlund schauen konnte.

Das Auftauchen dieser Person paßte ihm nicht. Ob Zombie oder normaler Mensch, man konnte ihm auch eine Falle gestellt haben. Deshalb war Costello auch auf der Hut, als er den Griff des Fensters bewegte.

Es ging geräuschlos ab. Das Fenster mit der sicheren Panzerglasscheibe ließ sich leicht aufziehen. Eine Hebelhilfe sorgte dafür. Costello aber riß es ruckartig auf.

Die Scheibe schwang nach innen, ihm entgegen, er mußte ihr zunächst ausweichen, dann konnte er seine Arme in den Garten hineinstecken. Und mit ihnen auch das Gewehr.

Er schoß.

Das Echo der Schüsse zerriß die morgendliche Stille. Die Klänge jaulten durch den Garten, sie peitschten in den grauen Himmel und wurden auch über andere Gärten hinweggetragen.

Kugeln hatte das Erdreich dicht vor dem Fenster aufgewühlt. Sie

hatten auch das frische Grün der Blätter zerfetzt, aber es war ihnen nicht gelungen, den Mann zu erwischen, auf dem es Costello angekommen war.

Der Schwarze schien sich in Luft aufgelöst zu haben!

Costello war sauer. Als er das Fenster aufgerissen hatte, war der Schwarze noch zu sehen gewesen. Jetzt nicht mehr. Dabei war nach dem Öffnen des Fensters und den Schüssen kaum zwei, drei Sekunden vergangen. Wo konnte der Schwarze nur stecken?

Der Mafioso schaute nach rechts und links. Dabei fluchte er zischend über das schlechte Licht. Es hing wie ein grauer Schleier über dem Garten, an einigen Stellen nur vom Schein der Lampen erhellt, wobei sich durch einen von ihnen plötzlich ein Schatten bewegte.

Logan Costello, noch im offenen Fenster stehend, riß sein Schnellfeuergewehr hoch. Bei ihm spielte es keine Rolle, ob er auf den Rücken eines Menschen zielte oder nicht. Es zählte letztendlich nur der Erfolg, den hoffte er durch das schnelle Abfeuern der Schüsse zu erreichen.

Die Geschosse jagten in den Garten, die pflügten die weiche Erde auf, schlugen in Büsche, rissen Blätter ab, auch kleine Äste und zeichneten den Weg nach.

Mit einem lauten Knall zersprang eine Lampe, als Costello zu hoch zielte.

Nur den Neger erwischte er nicht.

Wütend und enttäuscht ließ er den Gewehrlauf sinken. Der Schwarze mußte mit dem Teufel im Bunde stehen, der dafür sorgte, daß die Kugeln abgelenkt wurden.

Allmählich bekam der Mafioso wieder Furcht. Es bereitete ihm Sorgen, dieses Phantom nicht erwischt zu haben.

Zudem wurde er noch ausgelacht.

Dieses Gelächter hallte durch den Garten. Es war voll von Hohn

und Spott, so daß sich Costello regelrecht degradiert vorkam. »Ich kriege dich noch!« keuchte er, »verdammst noch mal, ich hole dich. Ich werde dich Satan vernichten!«

Nach diesen Worten zog er sich wieder zurück und rammte das Fenster zu. Tief durchatmend lehnte er sich mit dem Rücken gegen ein Bücherregal. Mit einer Handfläche wischte er Schweiß von seinem Gesicht, Trotz der Kühle schwitzte er.

Ihm war klargewesen, daß sie auch ihn finden würden, damit hatte er rechnen müssen. Bene, der Schwarze war also draußen im Garten gewesen. Allein? Oder befanden sich andere schon in seinem Haus, wobei der Neger nur hatte ablenken sollen?

Der Gedanke daran gefiel ihm überhaupt nicht, und Costello bekam einen trockenen Hals. Er schaute auf die Tür seines Arbeitszimmers, das Schnellfeuergewehr hielt er noch immer fest, und er überlegte, ob es nicht besser war, sich endgültig zurückzuziehen. Schließlich warteten die Piloten auf dem Flughafen.

Der Mafioso nickte. Wenn er jetzt verschwand, würden seine Leute ein fast leeres Haus vorfinden. Er konnte seinem Vetter sagen, wo er hingefahren war.

Costello öffnete die Tür. Zuerst schob er die Waffe über die Schwelle. Die Mündung glotzte in den Flur wie ein drittes Auge von ihm. Costello sah die Diele leer.

Sie war ziemlich groß. Auch die nach oben führende Treppe besaß noch den nötigen Platz. Teppiche bedeckten den Boden. Sie waren hell und mit einigen dunklen Muslern versehen. Wenn Costello lief, waren seine Schritte nicht zu hören.

Vom Haus konnte er durch eine Verbindungstür in die Garage gelangen, dort in den Wagen steigen und verschwinden. Der Lancia war zwar keine Luxuskarosse, dafür aber schnell und wendig.

Auch sein Vetter ließ sich nicht blicken, was Costello wunderte. Der Mann hätte vom Krachen der Schüsse angelockt werden müssen.

Seltsamerweise blieb er verschwunden.

Das paßte Costello nicht, es machte ihn auch mißtrauisch. Er hatte ihm eines der Gästezimmer angewiesen. Da sein Vetter älter war als er, hatte er ihm nicht zumuten wollen, die Treppenstufen zu laufen, so schlief er unten.

Die Türen in dem hellen Haus bestanden aus dunklem Holz. Costello wandte sich nach rechts. Zuerst klopfte er. Als das nichts half, öffnete er die Tür.

In das Zimmer sickerte graues Licht — und gleichzeitig auch Morgenkühle. Sie drang durch das weit offenstehende Fenster an der linken Seite des Zimmers, zusammen mit dem morgendlichen Dunst, der an diesen Tagen immer vorhanden war.

Costello wußte Bescheid. Er brauchte nicht mehr länger zu suchen. Seine Gegner befanden sich im Haus. Sie mußten den alten Vetter überlistet haben, der noch im Bett lag und schlief. Schlief er tatsächlich?

Er lag auf der Seite, die Beine angezogen, und rührte sich nicht. Costello vernahm auch keine Atemzüge, und plötzlich wurde ihm kalt bis ins Mark. Auf seinen Rücken legte sich eine zweite Haut. Auf Zehenspitzen näherte er sich dem verhältnismäßig großen Bett. Er wollte nachschauen, was mit dem Mann genau war.

Costello brauchte ihn nicht einmal anzusprechen. Er hatte das Bett noch nicht erreicht, als er die dunklen Flecken sah, die sich in der Nähe des Kopfes ausbreiteten und das weiße Laken benetzten. Dunkel wie Blut...

Das Gesicht des Mafioso versteinerte noch mehr. Ein unbeschreiblicher Haß auf seinen Feind überkam ihn. Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Er wußte nicht mehr, was er jetzt noch unternehmen sollte. Dann drehte er sich um.

Irgendwie hatte er das Gefühl, es einfach tun zu müssen, denn er fühlte sich beobachtet.

Costello starrte auf die Tür, die er nicht geschlossen hatte. Wie im gesamten Haus, so war auch hier die Tür breit. Sie bot, wenn sie offenstand, mehreren Personen Platz, die in ihrem Rechteck stehen konnten, ohne sich zu behindern.

Und genau dort standen sie.

Zwei bleiche Zombies. Doch zwischen ihnen hockte eine Gestalt ohne Beine, die trotzdem scheußlich und furchtbar aussah. Macumba!

Logan Costello wußte sofort, daß dieser Beinlose sein eigentlicher Feind war. Ihn konnte er als den Anführer des verfluchten Voodoo-Syndikats bezeichnen.

Eigentlich war diese Person eine lächerliche Gestalt. Sie wirkte wie ein Abziehbild, fast schon wie ein Clown.

Nur hütete der Mafioso sich, über ihn zu lachen. Dieser Mensch, obwohl er keine Beine besaß, strahlte etwas ab, das selbst einem abgebrühten Mafia-Chef Angst einflößte.

Es war nicht der Odem der Hölle, den Costello von Asmodis her kannte, es war einfach etwas anderes. Eine Ausstrahlung, die man als uralte bezeichnen konnte, als nicht menschlich, als grausam und gleichzeitig auch wissend.

Einfach böse...

Und neben ihm standen die Zombies. Sie hielten Wache, sie lehnten mit den Schultern an den Türpfosten, trugen grau wirkende Kleidung, zum Teil sehr beschmutzt, und sie waren einfach widerlich anzusehen mit ihren wie aufgepumpt wirkenden Gesichtern, die trotzdem ohne irgendwelchen Ausdruck blieben.

Costello atmete scharf ein. Er wollte sprechen, konnte es noch nicht, weil ihn der Anblick des Beinlosen gefangennahm.

Es war ein Neger mit schwarzgrauer Haut, einem kahlen Schädel und dunklen Augen. Sie wirkten, als wären sie in die Höhlen hineingemalt worden. Er trug einen roten Umhang, der seidig

schimmerte und an seinem oberen Ende in einem hochstehenden blauen Schalkragen auslief. Aber das war nicht alles, denn die Rechte des Schwarzen hielt eine Puppe umklammert, die Costello ihren Rücken zeigte. Der Mafioso war über die Praktiken des Voodoo-Zaubers genau informiert. Er wußte, daß die Puppe ein sehr wichtiges Requisit war und man durch sie und ihre magische Aufladung denjenigen töten konnte, dessen Gesicht die Puppe darstellte.

Das Gesicht des Beinlosen blieb unbewegt. Auch die Augen regten sich nicht, aber er drehte jetzt die Puppe herum, so daß deren Vorderteil auf Costello wies.

So schlecht war das Licht nicht, als daß er nicht erkannt hätte, wen die Puppe darstellen sollte.

Ihn selbst!

In diesem Augenblick wurde ihm klargemacht, wie und auf welche Weise er sterben sollte. Durch den Zauber des Voodoo!

Der Glatzköpfige nickte ihm zu. Endlich regte sich auch etwas in seinem Gesicht. Die Lippen zogen sich in die Breite, er grinste scharf und widerlich.

Die beiden Zombies rechts und links rührten sich nicht. Sie drückten nur ihre Schultern gegen die Pfosten, um nicht umzukippen. Aber sie hielten ihre Glotzaugen auf Costello gerichtet, der noch einmal tief Luft holte und endlich dazukam, eine Frage zu stellen. Er wandte sich direkt an den Glatzkopf.

»Wer bist du?«

Der Beinlose zögerte mit der Antwort. Schließlich spitzte er die Lippen und zischte dem Mafioso ein Wort entgegen.

»Macumba...«

Costello schluckte, erüberlegte, erdachte scharf nach. Was bedeutete dieser Name?

Natürlich hatte er das Wort schon gehört. Den Macumba-Zauber

pflegte man besonders stark in Brasilien, aber nicht hier in London, obwohl die alten Traditionen sich allmählich als grenzüberschreitend erwiesen.

»Macumba?« wiederholte der Mafioso fragend, »nein, das kann nicht sein, das glaube ich nicht. Macumba ist keine Gestalt, es ist... es ist...«

»Denke nicht über Dinge nach, von denen du nichts weißt«, erwiderte der Beinlose. »Ich bin Macumba...«

Costello widersprach trotzdem. »Macumba ist eine Religion, eine Philosophie...«

»Na und?«

»Aber du bist eine Gestalt!«

»Kann ein Geist, kann eine Philosophie nicht auch Gestalt annehmen? Muß sie immer nur theoretisch und nicht faßbar bleiben? Muß sie das wirklich, Costello?«

Der Capo zögerte mit der Antwort. Schließlich hob er die Schultern. »Ich weiß es nicht«, gab er zu.

»Eben, du weißt es nicht. Deshalb solltest du dir auch keine weiteren Gedanken darüber machen und es einfach so hinnehmen, wie es ist. Ich liebe Macumba, denn ich habe es aus seinen Tiefen hervorgeholt. Nicht in Südamerika wurde es geboren, nein, viel früher und auch woanders, in Afrika. Weiße haben in ihrer Überheblichkeit nie an Macumba gedacht, sie nahmen es überhaupt nicht zur Kenntnis, was ihr großer Fehler war. Macumba ist der Geist, der uns Schwarze erhält, der uns die Kraft zum Leben und auch zum Kämpfen gibt, das solltest du niemals vergessen, Costello. Macumba ist der Tod, Macumba ist das Leben, wir vermischen alles miteinander, aber das Ergebnis wird euch Weiße das Fürchten lehren. Macumba hat den Tod überwunden, man kann es nicht erklären, aber jeder wird seine Folgen zu spüren bekommen. Jeder in dieser Stadt, die ich mir ausgesucht habe.«

»Weshalb gerade London?«

»Kannst du dir das nicht denken? London ist die Hauptstadt eines ehemaligen Kolonialreiches. England hat mitgeholfen, unseren Kontinent zu töten, und deshalb werden wir mit unserer Rache hier beginnen, bevor die düstere Flamme die gesamte Welt erfassen wird. So und nicht anders sehe ich es. Ich will an die Schaltstelle der Macht, und ich weiß, daß du dich als heimlichen Herrscher Londons bezeichnest. Du kontrollierst das Verbrechen in dieser Stadt, es läuft nichts ohne dich, und bald wird nichts ohne mich laufen.«

»Dann willst du mich töten?«

»Darauf läuft es hinaus!«

Costello nickte, als wollte er Macumbas Plan zustimmen. Gleichzeitig machte er sich Gedanken darüber, wie er diese Klammer sprengen konnte. »Weißt du auch, daß ich früher ebenfalls einen guten Kontakt zum Bösen gehabt habe?«

»Das ist mir bekannt.«

Costello grinste, während sich Schweißperlen auf seiner Stirn bildeten.

»Dann brauchten wir im Prinzip keine Feinde zu sein, oder sehe ich das falsch?«

»Ja, das siehst du falsch.«

»Wieso?« rief Costello. »Ist der Teufel etwas anderes als Macumba? Ist er nicht auch das Böse? Er hat auf meiner Seite gestanden. Ich bin sein Diener gewesen. Es gab Zeiten...«

»Ja, es gab Zeiten«, unterbrach ihn der Beinlose. »Du hast das richtige Wort gesprochen. Aber die Zeiten sind vorbei. Ich bin erschienen, um die Verhältnisse zu ändern. Du kannst mich nicht aufhalten, auch deine Leute können es nicht. Sie haben meine Diener getötet, was mich schmerzte, aber sie schaffen es nicht, dich zu beschützen, weil ich alles genau geplant habe. Ich spürte deine

Furcht. Wie in Wellen setzte sie sich in meine Richtung ab. Du hast versucht, dich zu schützen, das ist jetzt vorbei. Ich übernehme die Macht.«

Costello schluckte. »Können... können wir uns nicht doch einigen?«

Macumba schüttelte den kahlen Schädel.

Der Mafioso gab nicht auf. »Es wäre besser, glaube es mir. Du kannst hier nicht so ohne weiteres das Kommando übernehmen. Ich habe eine Armee von Leuten hinter mir, sie würden dir nicht gehorchen. Sie denken anders als du und ich. Deshalb wäre es besser, wenn wir zusammenarbeiteten. Ich sagte dir schon, daß ich persönlich nichts gegen jede Art von Magie habe. Im Gegenteil, sie hat mir geholfen, groß zu werden. Wäre sie nicht gewesen, würde ich heute nicht die Macht besitzen, das solltest du auch wissen, bevor du unüberlegte Dinge tust.«

»Es ist nicht unüberlegt!« Macumba sprach leise und stockend. »Ich weiß genau, was ich zu tun habe, und ich werde meinen Weg gehen, ohne daß es jemand schafft, mich aufzuhalten. Das gilt besonders für dich. Du befindest dich bereits in meinen Klauen, ich habe das Netz, das dich einwebt, schon längst gesponnen, und es ist so dicht, daß du es nicht zerreißen kannst. Nein, ich lasse mich nicht umstimmen.«

Costello hatte längst bemerkt, wie ernst es seinem unheimlichen Besucher damit war. Er unternahm auch keinen Versuch mehr, den anderen umzustimmen, er dachte nur noch daran, so viel Zeit wie möglich zu gewinnen.

Es würde nicht mehr lange dauern, dann kamen Tendine und seine Männer zurück. Sie würden mit ihren Waffen hier eine Hölle entfachen, denn sie waren bereit, für Costello durchs Feuer zu gehen. Daß Sekunden und Minuten sehr lang werden können, mußte Costello in dieser Zeit erfahren. Er konzentrierte sich auf Macumba und die beiden Zombies, gleichzeitig lauschte er nach draußen. Wenn sie

kamen, würde er das Motorgeräusch hören.

Eine Bewegung lenkte ihn ab. Macumba hielt die Puppe in der rechten Hand. Mit der linken griff er in eine Falte seines Gewands und holte dort etwas Langes hervor, das seine Finger überragte.

Es waren Nadeln!

Costello wußte, daß es ernst wurde. Der Beinlose hatte die Nadeln so gedreht, daß der Mafioso sie sehen konnte. Sie waren ziemlich lang, vorn sehr spitz und besaßen einen goldenen Glanz. »Nun?«

»Voodoo«, flüsterte Costello. »Ja, das ist Voodoo...«

»Zusammen mit dem alten afrikanischen Macumba-Glauben. Was meinst du, welche Sprengkraft beide besitzen, wenn sie gemeinsam eingesetzt werden. Du hast keine Chance, Costello. In den nächsten Minuten wirst du sterben, und ich begeben mich daran, die Macht in dieser Stadt zu übernehmen. Wer mir von deinen Leuten nicht die Treue hält, wird vernichtet, das verspreche ich dir.«

Costellos Augen hatten eine gewisse Starrheit bekommen und auch einen matten Glanz. »Wie kommst du her?« fragte er flüsternd. »Wer, zum Teufel, hat dich geschickt?«

»Ich komme aus der Tiefe, aus dem magischen Schlamm der Urwelt, denn bereits damals existierte Macumba schon. Nur wußten es viele nicht. Die alten Rassen beteten verschiedene Götter an, die alle zusammen waren Macumba. Man kann es nicht greifen, man kann es in keine Gestalt pressen. Heute sieht es aus wie ich, morgen schon wieder anders. Da kann es ein Tier sein, ein Monster, eine Mutation, ein Bild oder noch etwas ganz anderes. Heute bin ich Macumba, und ich werde meine Macht auszunutzen wissen.«

Costello senkte den Kopf. Eine Geste, die an Aufgabe erinnerte. Tatsächlich hatte er sich noch nicht aufgegeben. Angestrengt lauschte er nach draußen. In seinem Innern vermischten sich Gefühle wie Zorn, Wut und Angst. Sie brachten sein Blut in Wallung. Verdammt, wie lange brauchten die Kerle denn, um das Haus endlich zu

erreichen?

Sie hätten normalerweise schon eintreffen müssen. Oder hatte sie Macumba zurückgehalten, hatte er sie abgefangen und getötet?

Der Beinlose lachte leise. »Ich will dich nicht fragen, aber ich kann mir denken, worüber du dir den Kopf zerbrichst.«

»Wirklich?«

»Ja, du hoffst auf Hilfe. Du hoffst darauf, daß deine Leute kommen und dir beistehen werden.«

»Das kann sein.«

»Sie werden es nicht!«

»Und weshalb nicht?«

Macumba lachte. »Weil ich es nicht will. Sie werden sich in diesem Netz verfangen, glaub mir. Du hast keine Chance. Wir sind und wir bleiben unter uns!«

Costello ließ sich die Worte durch den Kopf gehen. Es hatte ihn erschreckt, daß diese Gestalt seine Gedanken lesen konnte. Ob Tendine nun kam oder nicht, das war nicht mehr interessant, er jedenfalls mußte, wenn er am Leben bleiben wollte, alles auf seine Kappe nehmen, und er durfte sich seine Reaktionen nicht anmerken lassen. Der Mafioso hob die Schultern — und riß gleichzeitig sein Gewehr so hoch, daß die Mündung auf Macumba wies.

»Nein!« schrie er, »nicht mit mir! Ich werde dich zerfetzen, durchlöchern, ich...«

Er sprach nicht mehr weiter. Das Grinsen auf dem kahlen, aschgrauen Gesicht hatte ihn schon irritiert, etwas anderes aber störte ihn viel mehr, und er kam sich vor wie ein Ballon, dem die Luft geraubt worden war. Es war der Druck im Nacken.

Ein kalter Druck, wie ihn nur eine Mündung abgeben konnte, die warme Haut berührte.

»Du wirst nicht schießen!« flüsterte hinter ihm eine rauhe Stimme. »Du wirst es nicht wagen, sonst zerblase ich deinen Schädel, Logan

Costello...«

Der dritte, der Neger, das offene Fenster, eine Einladung, in das Haus zu steigen.

All das schoß ihm durch den Kopf, und Costello erstarrte unter dem Druck der Mündung. Er kam sich selbst vor, als würde er vereisen. Wie hatte er nur den Kerl, der sich am Fenster seines Arbeitszimmers gezeigt hatte, vergessen können?

Jetzt war es zu spät!

In diesen schrecklichen langen Augenblicken wurde Costello auch klar, daß er allmählich alt geworden war. Früher wäre ihm dieser Fehler nicht unterlaufen, heute konnte er tödlich sein.

Macumba grinste ihn an. »Dein Gast war so freundlich, uns das Fenster zu öffnen, als wir klopfen. Du hättest ihn besser vorbereiten sollen, Costello.«

»Wahrscheinlich.«

»Das ist nun vorbei. Ich will dir nur noch sagen, daß dein Gast schnell gestorben ist. Du wirst dieses Glück nicht haben. Voodoo tötet langsam, aber sicher.«

Costello gab auf. Der Druck hatte sich verstärkt. Als Zeichen seiner Niederlage ließ er das Schnellfeuergewehr fallen. Neben seinem rechten Fuß blieb die Waffe liegen.

Er dachte auch an die beiden Revolver in seinem Gürtel. Nur würde er es zeitlich kaum schaffen, sie zu ziehen und zu schießen. Der Beinlose war immer schneller, ebenso der Neger hinter ihm. Von den beiden Zombies einmal abgesehen.

Macumba bewegte sein Gesicht, als wollte er es zu einem Muster aus Hautfalten werden lassen. »Wir haben noch etwas Zeit«, flüsterte er. »In der Tat sind deine Leute unterwegs zu dir. Ich will warten, bis sie das Grundstück erreicht haben. Du wirst sie dann hören können, mein Freund. Und zwar sehr deutlich.«

»Wie denn?«

»Warte es ab.«

Costello dachte darüber nach, welche Teufelei sich der Beinlose jetzt wieder ausgedacht hatte, doch dieser hielt den Mund und ließ den Mafioso auch weiterhin schmoren.

Sekunden verstrichen.

Die Zombies atmeten nicht, doch der Schwarze hinter Costello stieß ihm den warmen Atem in den Nacken, der die Haut des Mafioso zusammen mit dem kühlen Hauch des Morgens traf.

Macumba hockte mit seinem massig wirkenden Körper vor der Tür auf dem Boden. Es sah so aus, als hätte man ihn dort festgeklebt. In seinem Gesicht regte sich nichts. Irgendwann jedoch begann er damit, sich zu bewegen. Dabei starrte er auf die Puppe, während er den Oberkörper mal nach rechts, dann wieder nach links schwang, als lauschte er einer Melodie nach, die nur für ihn hörbar war.

Costello wurde nervös. Das starre Stehen paßte ihm nicht. Seine Muskeln verkrampften sich. Wenn er nur den Ansatz einer Bewegung erkennen ließ, verstärkte sich sofort der Druck der Mündung, die ihre Kälte verloren und sich der Wärme der Haut angepaßt hatte. Plötzlich stoppte er. Es wirkte so, als würde er sich aufrichten. Sein Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an, die breiten Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

»Gleich ist es soweit!« flüsterte er.

»Was?« keuchte Costello.

»Du wirst es schon hören!«

In der Tat vernahm Costello das Geräusch eines anfahrenden Wagens. Das Fahrzeug mußte sich bereits auf dem Grundstück befinden. Wenn es jetzt von Macumbas Zombies angegriffen wurde, hätte er eigentlich Schüsse hören müssen, denn Tendine und seine Leute verstanden es, sich zu wehren.

Die Schüsse blieben aus.

Dafür vernahm er etwas anderes.

Eine Detonation, deren Druckwelle sich ausbreitete und sogar noch in das Zimmer drang. Das Panzerglas hielt stand, so daß die Fenster nicht zerbrachen, aber Costello sah das Flackern an den weißen Wänden, den Widerschein des Feuers.

Er wußte mit einemmal, was passiert war, aber Macumba wollte es ihm noch bestätigen.

»Sie sind in die Luft geflogen, deine Männer«, sagte er und lachte. »Wir haben eine Mine gelegt, so einfach ist das. Deine Hilfe wird nicht kommen, und bis die Polizei hier eingetroffen ist, wird sie dich als Toten finden!«

Macumba nickte noch einmal, bewegte die linke Hand und stieß eine der drei Nadeln in den rechten Oberschenkel der Voodoo-Puppe... Ich konnte auch nicht sagen, warum, aber ich hatte das Gefühl, mich beeilen zu müssen.

Der Dienstrover war mit Rotlicht und Sirene ausgerüstet. Beides setzte ich in Betrieb, um schneller voranzukommen. »Nur gut«, sagte Suko, der neben mir saß, »daß wir wissen, wo sich unser Freund Costello verborgen hält.«

»Da sagst du was.«

Wir mußten in den Süden von London. Das heißt, es war mehr der Südwesten, ein Stadtteil namens Hammersmith. Wir mußten, da sich die Markthallen im Osten befanden, also quer durch London, was bei dem Verkehr kein Vergnügen war.

Auf der Westminster Bridge hatten wir die Themse überquert, waren durch die Victoria Street gefahren, vorbei an unserer Arbeitsstelle, dem Yard, rauschten in Richtung Westen, nahmen später die Kings' Road und erreichten in Höhe des West Brompton Parks die Lillie Road, die an der Südseite des Vororts Hammersmith entlangführte. Den Weg hatten wir ohne großen Stau zurücklegen können, was in London einem kleinen Wunder glich.

Suko atmete aus, als ich die Sirene ausschaltete und auch das

Rotlicht vom Dach holte, das dort mit einem Magneten befestigt worden war.

»Das war gut, John.«

»Hoffentlich reicht es.«

Am Normand Park bogen wir in die Normand Road. Die Strecke führte jetzt in Richtung Queens Club, einen der berühmtesten Clubs der Welt. Hier wurde noch auf Tradition gehalten, er war ein Treffpunkt konservativer Kräfte und nichts für mich.

Vor dem Club mußten wir nach Westen abbiegen. Die Gegend war zwar nicht eben ländlich zu nennen, zeigte jedoch viel Grün. Hierzu wohnen, machte Spaß.

Der Morgen dämmerte bereits. Es war ein Licht entstanden, das man weder als hell noch als dunkel bezeichnen konnte. Der Begriff Zwielight paßte genau.

Mir kam es vor, als würden wir dem Teppich der Scheinwerfer nachrollen, und deren Licht fiel auf den kantigen Kofferraum eines vor uns fahrenden Volvo.

Es war ein Fahrzeug aus der 700er Serie. Dunkel, sogar leicht glänzend. Wir gaben Gas und wollten rechts an dem Wagen vorbeihuschen. Als wir uns auf gleicher Höhe befanden, sah ich, daß in dem Fahrzeug alte Bekannte hockten.

Costellos Leute, die wir auch in der Fabrik getroffen hatten. Auch sie hatten uns gesehen, und plötzlich beschleunigten sie, als hätten sie ein schlechtes Gewissen.

Suko lachte auf. »Die haben es verdammt eilig, zu ihrem Chef zu kommen. Oder bist du anderer Meinung, John?«

»Nein.«

»Willst du sie verfolgen?«

»Wozu? Wir haben das gleiche Ziel. Außerdem werden sie es sich überlegen, auf uns zu feuern.«

»Daran glaube ich auch nicht. Sie sind bestimmt gerufen worden,

um ihren Chef zu beschützen.«

»Das auch.«

Die Heckleuchten des Wagens sahen wir nicht mehr, so groß war sein Vorsprung mittlerweile geworden.

Costello wohnte in einer sehr ruhigen, aber auch verhältnismäßig breiten Straße, wo Häuser standen, die auf großen Grundstücken gebaut worden waren.

Als Gärten konnte man das Gelände vor und hinter den Bauten schon nicht mehr bezeichnen. Das Wort Park gefiel mir da schon besser. Wir entdeckten den Volvo weit vor uns und sahen das linke Blinklicht aufleuchten.

Er hatte sein Ziel erreicht.

Der Wagen bog ab. Niemand war ausgestiegen, um das Tor zu öffnen, das die weiße Mauer unterbrach. So etwas klappte durch die moderne Elektronik.

Der Volvo verschwand auf dem Grundstück. Auch ich betätigte den Blinkhebel. Ich hatte ihn kaum nach unten gedrückt, als es geschah. Über die Mauer hinweg sahen wir den Feuerball steigen, dann erreichte uns das Echo der Detonationen, die Druckwelle fegte ebenfalls gegen und über die Mauer hinweg, sie schüttelte unseren Wagen noch durch. Ich trat unwillkürlich auf die Bremse, wir zogen den Kopf ein, schauten über die Mauerkante hinweg und sahen dort die glühenden Teile raketenartig in die graue Morgenluft steigen.

»Verdammt!« flüsterte Suko, »was haben wir für ein Glück gehabt. Das hätte auch uns treffen können.«

Ich nickte, blaß im Gesicht. »Wieso legt Costello für seine eigenen Leute Minen oder Bomben?«

»Vielleicht war er es nicht.«

»Kann auch sein.«

Was auch passiert war, wir konnten uns von unserem Plan nicht abhalten lassen und mußten ins Haus.

Während ich den Rover durch das offene Tor lenkte, griff Suko bereits zum Telefon, um die Ambulanz und die Feuerwehr zu alarmieren. Drei Männer hatten in dem Volvo gesessen. Es brauchten nicht alle umgekommen zu sein.

Wir sahen das Chaos.

Der dunkle Volvo stand mitten auf der Zufahrt und war nur mehr ein Flammenmeer. Er brannte lichterloh, und wir sahen, als wir stoppten und den Rover verließen, einen Mafiosi, wie er sich aus dem Wagen warf, weitertaumelte und mit den Händen gegen seinen Körper schlug, um die brennende Kleidung zu löschen.

Suko jagte auf ihn zu, sprang den Mann an und warf ihn zu Boden. Er selbst preßte sich auf ihn, um die Flammen zu ersticken. Ich lief geduckt auf das brennende Fahrzeug zu und hoffte, daß es nicht noch einmal explodierte.

Der Flammenmantel hüllte das Wrack ein. Er verbreitete eine wahnsinnige Hitze, ich kam nicht sehr nahe an das Fahrzeug heran, denn die Hammen zuckten, fauchten und zitterten.

Eine Gestalt hockte schräg hinter dem Steuer. Es war der Fahrer, dem niemand mehr helfen konnte.

Ich wandte meinen Blick ab. In der Nähe sah ich eine zweite Gestalt liegen. Sie lag auf dem Bauch und rührte sich nicht. Ich lief hin und faßte sie unter.

Der Mann lebte noch. Sein Gesicht sah schlimm aus, er bewegte seine verbrannten Lippen, bat um Wasser, das ich ihm nicht geben konnte. Ich legte ihn in Deckung und erklärte ihm, daß Hilfe bereits auf dem Weg war.

Suko und ich aber mußten ins Haus. Das wußte auch mein Partner, der bereits auf das Gebäude zulief. Er nahm nicht den normalen Weg, sondern lief über den Rasen, eingehüllt vom schattigen Widerschein der Flammen. Er warf sich gegen die Hauswand. Seine Beretta hatte er gezogen, die Dämonenpeitsche steckte zudem ausgefahren und

schlagbereit in seinem Gürtel. Ich sprang auf ihn zu, sah sein Nicken und holte mein Kreuz hervor.

»Sie müssen im Haus sein!« keuchte Suko.

»Hast du sie gesehen?«

»Nein.«

Sekunden später standen wir vor der Eingangstür, die natürlich verschlossen war. Ich schaute mir das nächstliegende Fenster an und mußte feststellen, daß wir die Scheibe nicht einschlagen konnten, weil sie aus Panzerglas bestand.

Suko hatte mittlerweile sein »Besteck« hervorgeholl. Das Schloß war ziemlich kompliziert, es war nur mit Geduld und ruhigen Fingern zu öffnen.

Ich wartete neben Suko. Meine Blicke suchten den Garten ab, wo der Wagen noch immer brannte. Die Flammen waren etwas kleiner geworden. Der Wagen hatte nur noch Schrottwert.

»Schaffst du es?«

»Mit Geduld und Spucke, John.«

»Ich glaube, wir sollten...«

Ich kam nicht mehr dazu, den Satz zu beenden, denn wir hörten einen fürchterlichen Schrei, der im Innern des Hauses aufgeklungen war. Eine Frau hatte nicht geschrien, obwohl der Schrei hoch und schrill klang. Es mußte ein Mann gewesen sein. Beide wußten wir, um wen es sich dabei nur handeln konnte.

Logan Costello!

Die kräftigen und langen Finger des Beinlosen hatten die Spitze der golden schimmernden Nadel in den rechten Oberschenkel der Puppe wuchtig hineingerammt und dort auch steckenlassen. Sie reagierte nicht, dafür Logan Costello.

Der Schmerz, der durch sein Bein zuckte, war schlimm. Als hätte man mit einem Messer den Oberschenkel aufgeschnitten. Er warf den

Kopf zurück, öffnete den Mund und gab einen schrillen Schrei ab, wie er ihn bei sich selbst noch nie zuvor gehört hatte.

Das Wasser stieg ihm in die Augen. Die Tränen füllten sie aus, Costello schüttelte sich und schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Er knickte mit dem rechten Bein weg. Seitlich prallte er auf den Teppich. An seine Waffen dachte er nicht mehr. Mit beiden Händen umklammerte er seinen Oberschenkel. Macumba beobachtete ihn aus gnadenlosen Augen und dabei hämisch grinsend. Er hielt längst die zweite Nadel in der Hand, wechselte jetzt den Blick, schaute sich die Puppe genau an, als wäre er sich über den nächsten Punkt, den die Nadel treffen sollte, noch unschlüssig.

Costello lag noch immer auf der Seite. Hinter ihm stand der Schwarze. Er hielt einen Revolver in der Hand, die Mündung wies auf den Mafioso. Mit einer Handbewegung gab Macumba seinem Helfer zu verstehen, daß dieser den Revolver wegstecken konnte, und meinte dabei süffiant grinsend: »Unser Freund wird uns doch keinen Ärger mehr machen?«

Costello stöhnte. Der Schmerz ließ einfach nicht nach. Er hatte das Gefühl, sein Bein würde in Flammen stehen. »Fahr zur Hölle, du Bastard!« würgte er hervor.

»Nein, nein, Costello. Ich will König werden, der Herrscher sein!«

Macumba nickte, und er hockte auch weiterhin zwischen den beiden bleichen Gestalten, die mit blicklosen Augen in das Zimmer hineinstarrten. Ihre Mäuler standen halboffen, die Gesichter hatten einen idiotischen Ausdruck angenommen.

Die Szenerie kam Costello grotesk vor. Es wollte ihm einfach nicht in den Sinn, daß ein Krüppel seinen Machtbereich übernehmen sollte. Das war zuviel für ihn.

Macumba spielte nicht mehr mit der Nadel. Die Spitze schwebte schräg über der kleinen Puppe. »Tu's doch!« keuchte Costello.

»Wohin?«

»Das ist mir egal, du...«

»Erst die dritte Nadel wird dir das Leben rauben, Costello. Ach so, ja, ich hatten etwas zu erwähnen vergessen. Du weißt, daß ich sehr mächtig bin. Ich kann mit dem Leben der Menschen spielen, egal, ob Freund oder Feind. Ich möchte dich nicht direkt töten, obwohl du auch kein Lebender mehr sein wirst. Nach dem dritten Stich wirst du sterben und trotzdem noch umherirren, denn ich habe mich entschlossen, dich zu einem meiner Helfer zu machen. Du sollst ein Zombie werden. Meine Kraft, mein Wissen, mein starker Zauber können dies bewerkstelligen.«

Logan Costello glaubte, sich verhöhnt zu haben. Er starrte den Beinlosen an; dabei hatte er den Mund offen, die Augen zeigten einen ungläubigen Ausdruck.

Das merkte Macumba. »Glaubst du mir nicht?« Seine Stimme triff vor Spott.

»Das kannst du nicht...«

»Aber Costello. Du hast selbst mit der Hölle zusammengearbeitet. Bestimmt hast du auch Zombies befehligt, jedenfalls Helfer der Person, die ihr als Teufel bezeichnet. Es muß doch interessant sein, zu erfahren, wie es ist, wenn man selbst zu diesen Gestalten gehört. Oder bist du etwa anderer Ansicht!«

»Ja!« schrie er.

Macumba hob die Schultern — und stach zu. Diesmal fuhr die Nadel in die linke Schulter der Puppe.

Gleichzeitig gab sie den Schmerz an Costello weiter, der abermals damit nicht gerechnet hatte, diesmal nicht aufschrie, sondern nur stöhnte und sich auf die linke Seite drehte.

»Das war die zweite Nadel!« erklärte Macumba. »Der dritte Stich wird tödlich sein. Ich werde genau auf dein Herz zielen, hast du verstanden, Logan?«

»Mach schon, mach es!«

»Geduld, mein Freund, Geduld. Du kannst noch Abschied nehmen. Laß dir dein Leben durch den Kopf gehen, du...«

Costello hörte nicht, was Macumba alles redete. Er dachte daran, daß er keine Chance mehr hatte, aber er wollte nicht wehrlos sterben. In seinem Gürtel steckten noch die Waffen. Durch die Veränderung seiner Lage waren die Revolver nach oben gerutscht, praktisch seiner rechten Hand entgegen, mit der er nicht mehr das Bein umklammerte. Die linke Schulter und das rechte Bein schmerzten dermaßen stark, daß er sie nicht bewegen konnte.

Dafür aber den Arm!

Er winkelte ihn an, tastete nach dem Waffengriff, als Macumba einen scharfen Ruf ausstieß. Er galt Nummer drei!

Der ließ sich auf die Knie fallen, zog in der Bewegung seinen Revolver und preßte die Mündung gegen Costellos schweißnasse Stirn. Der Finger des Schwarzen lag am Abzug.

Costello glotzte an der Waffe vorbei, er sah das Gesicht des Farbigen und holte keuchend Luft.

»Wolltest du mich erschießen?« erkundigte sich Macumba gefährlich sanft. »Wolltest du das wirklich?«

»Nein, ich... ich... ich wollte mich töten. Ich will nicht als Zombie den Rest...«

»Das wirst du aber!« Macumba nickte. »Stell dich wieder hin, ich werde das Trauerspiel beenden.«

Nummer drei richtete sich auf.

Macumba räusperte sich. »Gut«, sagte er, »gut...« Er kniff das rechte Auge zu und nahm Maß. »Bereiten wir diesem Spiel ein Ende.« Häßlich lachte er auf, als er zielte und dabei sah, daß Costello mit aus den Höhlen quellenden Augen auf ihn starrte.

In seinem Gesicht zeichnete sich die Todesangst ab, die er empfand. Aber Macumba stieß nicht zu.

Etwas hatte ihn abgelenkt.

Aus dem Flur war ein dumpfes Geräusch geklungen, als wäre dort etwas gegen die Wand geschlagen.

Der Beinlose wußte Bescheid. Innerhalb einer Sekunde veränderte sich die Lage dramatisch.

»Die Für!« schrie er und schickte seine Zombies los...

Endlich hatte Suko es geschafft!

Das Schloß war verdammt kompliziert gewesen. Ich hatte schon gehen wollen, um nachzuschauen, wo ein Fenster offenstand, sonst hätten wir den Schrei ja nicht hören können, da nickte mein Freund, wobei sich ein Lächeln um seine Lippen gelegt hatte.

Ich stieß die Tür auf.

Schon als ich sie berührte, wußte ich, daß ich einen Fehler begangen hatte.

Die Haustür war sehr gut geölt. Sie ließ sich so leicht nach innen aufstoßen wie eine Wohnungstür. Ich aber hatte zuviel Schwung hinter meine Aktion gelegt, konnte den Griff auch nicht mehr fassen und mußte mit ansehen und auch anhören, wie die Tür gegen die Wand schlug. Das Geräusch war einfach zu laut und warnte gleichzeitig. Gemeinsam sprangen wir über die Schwelle. Ich war vielleicht um eine Idee schneller. Wir fanden uns in einer großen Diele wieder. Wir rannten nach verschiedenen Seiten hin weg. Die Mündungen der Waffen zeigten noch gegen die Decke, aber wir waren bereit, die Arme sofort zu senken und zu feuern, falls es nötig war.

Es war nötig!

Aus einer nicht geschlossenen Tür kamen sie.

Zwei bleiche, aufgedunsene Gestalten. Friedhof und Grauen verbreitend, den Geruch von Leichen ausströmend. Zombies!

Sie hatten die Arme vorgestreckt. Ihre dicken, teigigen Finger bewegten sich, als wollten sie die Luft würgen.

Ich blieb gelassen. Suko ebenfalls.

Er warf mir dafür einen knappen Blick zu, sah mein Nicken und hörte ein Wort. »Zugleich!«

Unsere Arme sanken herab, dann schossen wir.

Die beiden Schüsse hörten sich an, als wäre nur einer gefallen. Die Untoten waren überhaupt nicht zu verfehlen. In ihre Körper drangen die geweihten Silbergeschosse. Die Wucht der Einschläge riß sie um die eigene Achse. Sie schleuderten ihre Arme hoch, als wollten sie diese einfach wegwerfen. Halt aber fanden sie nicht. Noch einen Schritt torkelten sie nach vorn, dann war es vorbei.

Schwer schlugen sie auf.

Beide fielen auf den Rücken. Einer von ihnen wuchtete mit dem Hinterkopf noch auf die Kante einer Kommode, aber das hätte er auch nicht gespürt, wenn er nicht getroffen worden wäre. Starr blieben sie liegen.

Uns aber hielt nichts mehr in der Diele. Wir wollten in den Raum hinein, aus dem die Zombies erschienen waren.

Im Türrechteck erschien ein dritter.

Diesmal war es kein Zombie. Wir sahen einen Schwarzen vor uns, und diese Person stellte keine Frage, sie schoß sofort. Den schweren Revolver hielt er mit beiden Händen fest. Wie ein kugelspeiender Teufel sprang er in die Diele, bei jedem Schuß brüllte er, als wollte er damit die peitschenden Echos übertönen. Ich flog nach rechts weg, Suko nach links.

Der Schwarze bewegte seine Waffe fächerförmig. Er feuerte kurzerhand in die Diele hinein und verließ sich darauf, daß eine Kugel irgendwann treffen würde.

Ich überrollte mich. Nicht weit von mir entfernt zersplitterte eine Bodenvase. Die dicken Scherben sprangen weg. Mich erwischte ein Splitter an der Stirn und riß dort eine kleine Wunde. Er schrie weiter und schoß.

Auch ich feuerte — und Suko.

Wir hatten zwar auf ihn gezielt, aber wir wollten ihn nicht töten. Uns kam die perfekte Schießausbildung zugute, die wir beim Yard bekommen hatten und auch immer wieder trainieren mußten.

Meine Kugel fuhr in die rechte Schulter des Schwarzen. Suko hatte auf sein Bein gehalten und erwischte die Wade mit einem Steckschuß. Der Farbige fiel nach vorn. Noch während er kippte, feuerte er die letzte Kugel ab, die in die Haut eines Ölgemäldes drang. Dann schlug er zu Boden.

Ich huschte zu ihm, weil ich ihm die Waffe entreißen wollte, deren Trommel mehr als sechs Schuß besaß.

Suko bewegte sich geschmeidig, lautlos und mit angeschlagener Waffe auf die Tür zu.

Diesmal schoß niemand.

Der Inspektor katapultierte sich über die Schwelle, kam mit beiden Beinen auf, fuhr herum — und sah Macumba.

Aber auch Costello, der wimmernd am Boden lag.

Suko kümmerte sich um Macumba. Er hielt eine Puppe fest, auch eine Nadel. »Ich werde ihn trotzdem töten!« schrie er. In der nächsten Sekunde überschlugen sich die Ereignisse. Für einen Sprung befand sich Macumba zu weit entfernt, aber Suko wollte Costello retten, trotz allem.

Seine freie Hand umfaßte den Stab, und er schrie das eine Wort so laut, daß es bis in die Diele hineinklang, von mir gehört wurde und auch mich erstarren ließ.

»Topar!«

Dieser von Buddha ins Leben gerufenen Magie hatte auch Macumba nichts entgegenzusetzen. Genau in dem Moment, als er die Nadel in die Brust der Puppe hineinrammen wollte, vernahm er den Ruf - und erstarrte. Für fünf Sekunden war die Zeit angehalten, nur der Rufer

selbst konnte sich bewegen, nicht die Personen, die sich in Hörweite befanden.

Mochte der Beinlose auch noch so mächtig sein, dem Ruf des Inspektor hatte er nichts entgegenzusetzen. Macumba bekam die Magie voll mit. Er wurde weder getötet noch verletzt, er wirkte nur wie eine Figur, dermaßen erstarrt. Sukos Ruf hatte ihn mitten in der Bewegung getroffen, die er nicht mehr beenden konnte. Die Spitze der Nadel erreichte den Körper der Mafioso-Puppe nicht. Eine Fingerlänge davor war sie zur Ruhe gekommen. Natürlich blieb Suko nicht untätig. Er konnte sich als einziger bewegen und sprang vor. Dabei setzte er in der Bewegung zu einem Karatetrtritt an. Seine Fußspitze kappte die Nadel in der Mitte. Suko drehte sich und entriß dem Erstarrten die Puppe.

Dann sprang er wieder zurück, denn die Zeit mußte fast um sein. Als er seine eigene Waffe auf den Beinlosen richtete, waren die fünf Sekunden vorbei.

Macumba bewegte sich wieder, und er setzte die Bewegung fort, die ihn gestoppt hatte.

Er stieß mit der abgebrochenen Nadel zu, nur erwischte er nicht die Puppe. Wie eine kleine stumpfe Lanze hieb sie in seinen eigenen Handballen und ließ ihn aufschreien.

Bestimmt nicht aus Schmerz, eher aus Wut. Das bekam ich noch mit, als ich in den Raum stürmte.

»Da ist er«, sagte Suko.

Ich drehte mich, sah den Beinlosen und wußte nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

War das Macumba? Dieser Krüppel!

Kaum zu fassen, daß eine Gestalt wie er Logan Costello aus dem Weg räumen konnte.

Ich konnte mich nicht täuschen, denn ich blickte in seine Augen, und darin las ich alles Böse der Welt.

Die Grausamkeit, die Menschenverachtung, vielleicht auch das, was schon seit Beginn der Zeiten gewesen war und leider nicht hatte ausgemerzt werden können.

Macumba vereinigte alles in sich. Hier hatte ein böse Philosophie Gestalt angenommen und sich eines Menschen bedient.

»Aus, Macumba«, sagte ich. »Es ist aus. Du wirst in London keine Macht über Menschen bekommen, um deine grausamen Pläne zu verfolgen. Wir haben dich stoppen können und...«

Zwei Schüsse unterbrachen mich.

Suko und ich sprangen zur Seite, fuhren herum, rissen auch die Waffen hoch und erkannten, daß Costello geschossen hatte. Ihm war es gelungen, einen seiner beiden Revolver zu ziehen. Im Liegen hatte er auf den Beinlosen gefeuert.

Die Kugeln schleuderten diesen durch die offene Tür in die Diele hinein, wo er weiterrutschte und wir sein gräßliches Lachen vernahmen, das uns alarmierte.

Suko und ich stürmten hinter ihm her.

Wir sahen seine Gestalt in der Raummitte. In seinem Schädel befand sich ein Kugelloch, ebenso in der Brust. Doch die Geschosse hatten ihn nicht vernichten können, er vernichtete sich selbst, indem er sich auflöste. Noch bevor ich durch mein Kreuz eingreifen konnte, platzte er vor unseren Augen auseinander, die einzelnen Teile lösten sich auf, wurden zu dünnen Rauchschwaden, die flatternd durch den Raum zogen.

Das Lachen aber blieb. Entfernt hörten wir es, als lägen Lichtjahre dazwischen. »Der Geist ist unsterblich«, vernahmen wir seine Stimme zum Abschied. »Merkt euch das. Das Böse wird bleiben, Macumba wird bleiben, Voodoo wird bleiben...«

Es war der letzte akustische Gruß.

Danach wurde es still.

»Mist«, sagte Suko. »Wir hätten ihn zerstören können.«

»Bedanke dich bei Costello.« Gemeinsam betraten wir das Zimmer.

Zum erstenmal sahen wir einen Mafiaboß weinen. Costello lag am Boden und heulte wie ein Schloßhund. Ich packte zu und richtete ihn auf. Er sackte wieder zusammen, klammerte sich mit einer Hand am mir fest und stammelte eine Erklärung.

Ich wußte jetzt, weshalb er nicht stehen konnte. Er stand noch immer unter dem Einfluß der Voodoo-Magie. Hart starrte ich in sein Gesicht.

»Sie haben wieder alles verdorben, Costello. Eigentlich müßte ich Sie so leben lassen, aber ich bin nicht Sie, ich reagiere anders.«

»Wie denn?«

»Das werden Sie schon sehen.«

Es tat mir in der Seele weh, Logan Costello mit dem Kreuz berühren zu müssen, aber es gab keine andere Möglichkeit. Er brüllte zweimal auf, verdrehte die Augen und wurde bewußtlos.

Das Kreuz hatte ihn befreit. Suko stand in der Diele. Von draußen hörten wir das Heulen der Sirenen. Wir schauten durch das Fenster und bekamen mit, wie die Sonne aufging und regelrecht explodierte. Der Tag hatte die Nacht vertrieben. Ein Sinnbild, ein Zeichen, denn auch wir hatten einen Sieg davongetragen. Macumba gab es zwar noch, ebenso wie Kataya, das asiatische Böse, aber es würde Zeit benötigen, um sich wieder zu festigen. Die Nacht des Schreckens lag hinter uns. Überlebt hatte der Schwarze. Mehr über Macumba würden wir von ihm kaum erfahren.

So war es dann auch. Er berichtete uns von dieser Höhle außerhalb Londons, doch sie war inzwischen zusammengebrochen, und somit hatte Macumba auch seine letzten Spuren verwischt. Bis zum nächstenmal - vielleicht...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 037 »Voodoo in London«

[2] Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 501 »Voodoo-Land«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 514 »Macumbas Totenhöhle«